3 1761 08167702 3

Meine
Erlebnisse und Erfahrungen
im Boerenkriege

Von

Adalbert Graf Sternberg

Berlin 1901
Druck und Verlag von Georg Reimer

LIBRARY
JAN 2 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

DT
932
S8

Inhalt

Einleitung.

Die politische Lage im Transvaal im Jahre 1896 1

Der Krieg in Südafrika 1899—1900.

I. Kapitel. Meine Abreise 11

II. Kapitel. Von Kairo bis Praetoria 19

III. Kapitel. Die Lage in Transvaal während des Krieges 32

IV. Kapitel. Bloemfontein und Jakobsdaal 54

V. Kapitel. Lagerleben am Modderriver 75

VI. Kapitel. Bis zur Gefangennahme bei Paardeberg-Drift 88

VII. Kapitel. Allgemeine Betrachtungen 121

VIII. Kapitel. Militärische Betrachtungen 131

Einleitung.

Die politische Lage im Transvaal im Jahre 1896.

(Von mir damals bei meiner ersten Anwesenheit im Lande nach dem Jameson-Ritt an die Neue freie Presse gesandt.)

Das Jahr 1895 stand unter dem Zeichen des Goldminenmarktes. Dies mag weniger für Oesterreich gelten als für England und Frankreich, besser gesagt für West-Europa. In London und Paris verlor das Publikum jedwedes Interesse für die wichtigsten Fragen des Tages, selbst der Sport litt und der Weltmarkt, weil man nurmehr an den Rand dachte, von dem Rand sprach und träumte.

Dieses gelobte Goldland wurde der Vater ungezählter Millionen, und die Nährmutter eines Heeres von Nichtsthuern, die nun mit wenig Mühe aufs Angenehmste leben konnten.

Die alte Tante Europa, deren Garderobe seit Jahrhunderten von Millionen Menschen durchstöbert wird, hat nur mehr alte Kleider, bekannte Dinge, und das Suchen nach Neuem in den geheimsten Schränken hat sich als aussichtslos ergeben.

Der morsche Weltteil, der schon lange vom Zenith der wirtschaftlichen Entwickelung herabzusinken begonnen hat, der aufgehört hat, doppelt und dreifach zurückzuerstatten, was menschliche Kraft und menschlicher Genius ihm giebt,

lässt den vorwärtsstrebenden, golddurstigen Pionieren der Arbeit und des Erwerbes keinen Raum mehr, ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Der Zweck des Schaffens, das Endziel des Ringens, der Balsam für die Müdigkeit, der Stachel für die Lässigkeit, die Quelle des Genusses, der Hebel der Macht, die Wiege der Künste, der Richter und Beherrscher der Welt, das Gold also, welches nur atomweise aus Schweiss, Ueberwindung, Not, aus dem Blute Ringender und Kämpfender herabsickert, dieses Gold hat eine Heimat, und dort kann es jeder finden, wer will, ohne Mühe, man braucht nur einen Anteilschein an dieser Heimat zu erwerben.

Die Welt hat diese Mähr gehört, die Zeitungen haben sie bestätigt, und die Welt hat die Anteilscheine gierig verschlungen. —

Um 300 Millionen Pfund Strl. wurde die Heimat des Goldes erworben, die Wiege des allmächtigen Gottes unseres materialistischen Jahrhunderts, und tausende von Mammonanbetern strömten hin zu dem modernen Golgatha als Kreuzzügler, um den geheiligten Boden für sich zu erobern.

Die arbeitsfaulen, genusssüchtigen Kulturvölker begrüssten in der Entdeckung des Goldlandes die Erlösung von jeglicher Mühe und Arbeit für die Zukunft, und es ergriff alle Schichten ein Goldrausch, der seinen Höhepunkt erreichte, als die wertlosesten Papiere um ungezählte Pfunde gehandelt und schlank aufgenommen wurden.

Nur politische Komplikationen konnten die zügellos entfesselten Hoffnungen des Publikums erschüttern, so dieser kindisch organisierte Kriegszug Dr. Jameson's, der die Sicherheit der Minen bedrohte. Nun erwachte erst allgemeines Misstrauen, welches bis heute nicht gänzlich geschwunden ist. Kurz nachdem die Nachricht von Dr. Jamesons Streifzug nach Wien gelangte, entschloss ich mich, nach Transvaal zu fahren, um mit eigenen Augen dasjenige zu sehen, was seit einem Jahr die Welt in Atem hielt. Ich that dies gerade

in diesem Augenblick, da sich mir die Gelegenheit möglicherweise bieten konnte, einen Krieg mitzumachen. Am 19. Januar verliess ich Wien und traf, über Southampton, mit dem Steamer Normann am 4. Februar in Kapstadt ein. Schon dort fand ich einige Johannesburger, Führer des Reformkomitees und auch Führer der Chartered Armee, die in der Schlacht von Krügersdorp aufs Haupt geschlagen, so Coventry, der tot geglaubt war, sich jedoch von seiner Verwundung in den Unterleib erholt hatte und recht heiter Whysky und Soda im Bar schlürfte. Da ich die besten Empfehlungsschreiben mit mir führte, so machte ich schnell die Bekanntschaft der leitenden Kreise der Kolonie. Mit dem Kolonial-Sekretär, Minister des Innern, the Water, hatte ich mehrere vertrauliche Besprechungen bei Lunch und Dinner. Im Grand Hotel wohnte unter Anderen auch Leonhardt, der im Falle des Gelingens der Revolution Präsident von Transvaal hätte werden sollen, der Rest waren weniger berühmte Leute.

Die allgemeine Ansicht in der Kapkolonie über die Revolution ging dahin, dass die englische Regierung keinen Teil daran habe. Der Mann, der hier für die Seele der ganzen Sache bezeichnet wird, ist Rhodes. Cecil Rhodes, der als armer Teufel, schwer lungenleidend, vor einem Decennium nach der Kolonie hinausgewandert war, um Heilung im Freistaat zu erlangen, und der nebst der Gesundheit ein Vermögen von ungezählten Millionen erworben hat, wird hier als ein moderner Napoleon geschildert.

Ohne Ausnahme zollt ihm jeder unverholene Bewunderung, und er zählt zu den glücklichen Sterblichen, denen der Neid kein Leides thut. Rhodes wird als ein organisatorisches Genie erster Grösse bezeichnet, der skrupel- und rücksichtslos auf sein Ziel losschreitet. Man rechnet ihm alles zu Gute, was Gutes und Nützliches in den letzten Jahren in Südafrika geschaffen worden. Seine Popularität steht trotz seiner Abberufung ungebrochen aufrecht, und er ist und bleibt in den

Augen der Kolonisten der kommende Mann, möge geschehen, was da wolle. Bezeichnend für ihn ist sein offen eingestandenes Ideal: »Die unabhängigen Staaten von Südafrika.«

Er ist Separatist und infolgedessen eine sehr unbeliebte Persönlichkeit in den Ministerpalais Londons, wo ihm sowohl von Rosebery als von Salisbury eine Audienz verweigert wurde. Rhodes ist aber auch Direktor der Chartered Companie, die in England eine so populäre Gesellschaft ist und so einen weitgehenden Einfluss besitzt, dass man es in London nicht wagte, den Diktator Südafrikas zu entfernen. Seine Demission im Januar dieses Jahres dürfte daher der englischen Regierung sehr gelegen gekommen sein.

Neben Rhodes ist Beit zu nennen. Während erster als Staatsmann und Organisator Hervorragendes leistete, eskomptierte letzter dessen Erfolge auf der Börse. Das finanziell hervorragendste Genie in Sachen des Rand ist Beit, der mit Eckstein eine Firma bildet. Ihr Gesamtvermögen wird auf rund 30 Millionen Pfund geschätzt. Alle übrigen, Bernato mit eingerechnet, sind Zwerge gegenüber diesen Kapitalriesen und ihrem Anhang. Die Monopolisierung der Diamantminen De Beers ist sein Werk, die Finanzierung der Chartered Aktien und eines Drittels der am Rand befindlichen Minenpapiere.

Rhodes und Beit hatten grosse Pläne bezüglich des Rand geschmiedet, man sagt, sie hätten die Goldindustrie monopolisieren wollen, wie sie es mit den Diamentfeldern gethan. Um dies durchführen zu können, mussten sie sich vor allem der Regierungsgewalt im Transvaal bemächtigen, um sodann die Klinke der Gesetzgebung in den Dienst der Chartered Company und ihrer Schwesterunternehmungen zu stellen. Dieser selbstsüchtige Plan wurde mit einer patriotischen Aureole ausgeschmückt, und die ganze englische Nation identifizierte sich mit den Freischaaren Dr. Jamesons, die vielleicht selbst unbewusst für den Wohlstand einzelner Chartered Shareholders ihr Blut in die Schanzen schlugen.

Der Versuch misslang kläglich. Beit mag ein hervorragender Finanzstratege sein, ein Heerführer ist er nicht. Waffen ohne Soldaten gewinnen keine Schlachten. 3000 Gewehre und eine Anzahl Maximkanonen schlummerten den Schlaf des Gerechten in Johannesburg, während 600 Mann ohne Proviant in eine wasserarme Wüste zogen. Ein Häuflein Boeren bezwang widerstandslos diesen mit so viel Reklame begonnenen Aufstand. Das Schauspiel in Johannesburg: »Fechtende Brokers«, gehört zu den besten Possen, die auf der Weltbühne aufgeführt wurden. Die Leute in Johannesburg lachen selbst darüber.

Beginnen wir mit dem Reformkomitee. Bevor ich nach Johannesburg kam, hatte ich von dem Reformkomitee so viel Hervorragendes gelesen, dass mir dasselbe einigermassen imponierte. Wie erstaunte ich aber, als ich einen nach dem andern von dem Reformkomitee kennen lernte.

Es verdient zunächst erwähnt zu werden, dass das Komitee aus 75 Mann bestand und zwar nicht etwa blos aus Engländern, sondern zum grössten Teil aus Afrikandern, das heisst aus solchen, die europäischen Ursprungs, aber von afrikanischer Geburt sind. Jeder Zweite, der nicht gerade ganz ehrgeizlos war, gehörte dem Reformkomitee an. Die Folge davon war, dass am selben Tage, an dem ein Beschluss gefasst wurde, der Präsident Krüger ihn auch erfuhr. Johannesburg ist ein Ort, in dem die Leute ohne eigenes Zuthun spielend das Geld erwerben. Da nun so viele reiche Leute hier zusammenwohnen, ohne andere Ziele zu haben, als noch reicher zu werden und beim besten Willen keine andere Beschäftigung finden können, als zu erwerben, so ist es nur zu begreiflich, dass aller Ehrgeiz entfesselt wurde durch die Entstehung einer politischen Bewegung, bei deren Förderung jeder sich hervorthun konnte. Sie wollten alle Mitglieder des Komitees werden, das die kommende Revolution vorbereiten sollte. Die von dieser Ehre Ausgeschlossenen

wurden Spötter oder Verräter. Dieses Komitee, das im Randklub das Licht der Welt erblickte, hielt täglich Sitzungen ab, und eine Flut von Beredtsamkeit, eine Redewut hinderte das Zustandekommen ernster Beschlüsse. Eitelkeit und Wichtigthuerei waren die treibende Kraft und die Sargnägel des Reformkomitees. Das kriegerische Schauspiel in Johannesburg habe ich leider nicht mitgemacht und kann mich nur auf die Aussagen von Augenzeugen stützen, aber die sind schwer zu verstehen gewesen, weil die Leute vor lauter Lachen nicht reden konnten. Als ich Johannesburg erreichte, waren die blutdürstigen Krieger wieder in ihre Offices gezogen und schlugen die Zeit in der Stockexchange tot, wo keine Spur von einem Geschäft zu sehen war. Vor leeren Bänken träumten verschlafene Jobber und nur hier und da erscholl ein wehmütig klagender Ton, East Rand, oder Randfontein etc. Umsätze null, alles flau bei stetigen Kursen.

Ich will hier keine Reisebeschreiburg liefern, es ist in letzter Zeit nur allzuviel über Johannesburg geschrieben worden, Wahres und Falsches. Ich beschränke mich auf den politisch ökonomischen Teil. Bisher trachtete ich begreiflich zu machen, dass die so überraschend gekommenen Ereignisse in Transvaal einerseits durch die Habsucht der leitenden Kreise der Minen-Companien heraufbeschworen wurden, andererseits, dass sie eine willkommene Gelegenheit den Sharehändlern boten, eine angenehme Nebenbeschäftigung zu finden, die zu Ruhm und Ansehen führt. Ich für meinen Teil bin davon überzeugt, dass die englische Regierung ihre Hand im Spiele hatte, obwohl sie erst dann Partei ergriff, als die öffentliche Meinung sie dazu zwang.

Der Streit in Transvaal um das Stimmrecht, der eigentliche Ausgangspunkt der blutigen Erhebung, ist anders zu beurteilen, als die kindische Erhebung selbst. Weisse, die in Transvaal geboren sind, dort Besitz haben, Steuern zahlen etc., sind vom Stimmrecht ausgeschlossen und ge-

niessen nicht mehr politische Rechte, als die Neger. Die Milliardenindustrie, die Europa dort gegründet hat, ist der gesetzgebenden Körperschaft, in der nicht ein einziger Interessent oder Vertreter dieser Industrie Sitz und Stimme hat, auf Gnade oder Ungnade überlassen. Die Boeren, jeder Bildung baare Menschen, die auf ungezählte Meilen einer vom andern entfernt in Farmen wohnen, ohne Kontakt mit Städten, ohne Schulen, sind die Gesetzgeber dieses Landes und ihrem Dafürhalten bleibt es überlassen, die Steuern und Zölle festzustellen. Nun hassen diese Leute die frechen Eindringlinge, die unter ihren Füssen die Schätze heben, die Lebensmittel und Löhne dabei verteuern, ohne dass ihnen selbst etwas zugute kommt. Früher waren sie die Herren, jetzt müssen sie sich beugen vor der Allmacht des Reichtums, der Bildung und der Kultur. Ihre Sprache ist ein holländischer Dialekt, und alle Staatsbeamten sind importierte Holländer. Diese letzten zeichnen sich durch ausserordentliche Bestechlichkeit, Grobheit und Nachlässigkeit aus. Als ich z. B. an die Grenzstation des Transvaal um 2 Uhr in der Nacht ankam, wurden wir alle in den Eisenbahnkoupés eingesperrt und mussten dort bis 7 Uhr früh warten, bis die Zollbeamten ausgeschlafen hatten. Die Untersuchung des Gepäckes dauerte drei volle Stunden, und dann blieben mein Gepäck und mein Diener zurück, weil sie mir alles ausgepackt hatten und den Zug abgehen liessen, während sie noch meine Sachen untersuchten. Die beste Illustration für die Nachlässigkeit der Beamten bietet eine Dynamitexplosion, die ich mit erlebte, und die darin ihre Ursache hatte, dass die Beamten 48 volle Stunden lang 6 Waggons Dynamit der Sonnenglut ausgesetzt liessen.

Darüber, dass eine gründliche Reform in Transvaal Not thut, ist sich an Ort und Stelle jeder klar, nur ist damit nicht gesagt, dass diese Reform gerade von der Gruppe Rhodes, Werner, Beit durchgeführt werden muss. Davor möge Gott

den Rand behüten. Transvaal ist heut ein Gemeingut vieler Nationen, es ist ein internationaler Boden, der seinen Schoss allen öffnet, die sich um denselben bewerben, der frei von Fesseln und Schranken ohne Tradition, ohne Geschichte, sich entwickeln wird. Ein Heer von Fremden hat sich seit 7 Jahren in Johannesburg angesiedelt; Engländer, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Malayen, Japanesen. Kluge und Dumme, Ehrenhafte und Verkommene, Faule und Fleissige, alles durcheinander, wie vielleicht an keinem andern Orte auf unserm Planeten. Und diese Welt wird nur von einem Gedanken getragen, geschoben und bewegt, von dem Gedanken an das nackte Gold. Nationale Gefühle finden dort keinen Boden, sie ersticken, bevor sie geboren sind. Die anglophile Bewegung hat infolgedessen in Johannesburg keine Anhänger gefunden, und der Deutschenhass, von dem die Zeitungen schreiben, ist eine Mythe. Dass gewisse Elemente durch ihre Art auch dort Antipathie erwecken, hat mit der Sache selbst nichts zu schaffen.

Mitten in diesen nationalen Frieden hinein fiel wie eine Bombe das Telegramm des Deutschen Kaisers, das eine schwere Verletzung aller jener war, die Reformen anstrebten. Der Hass der Fremden gegen die Boerenregierung traf auch deren fernen Bundesgenossen, und so griff eine tiefe Erbitterung gegen Deutschland um sich; die Deutschen mussten für dies Telegramm büssen. Sie wurden aus festen Stellungen entlassen, ihre Beziehungen wurden abgebrochen, und so sahen sie sich von einem Tag zum andern um ein bedeutendes Einkommen gebracht. Aber nach wenigen Wochen hat der Rand all das wieder vergessen, denn im Goldland giebt es kein Gedächtnis, da lebt jeder für heut und morgen.

Die Gesellschaft in Johannesburg ist reich, freigebig und ungebildet. Lauter Leute, die noch im Jahre 1889 keinen Heller besassen. Grosse Kinder, eitel und ohne jedes Benehmen. Ueber den Begriff von Mein und Dein sind sich

die meisten nicht ganz klar, obwohl in kleinen Summen grosse Koulanz herrscht. In einem aber halten sie wie ein Mann zusammen, wenn es gilt, das europäische Publikum zu übervorteilen und auszurauben.

Die Frage, die sich jeder stellen muss, der sich an die Beurteilung der Verhältnisse heranwagt, ist, was wird in Zukunft geschehen? Das lässt sich allerdings nur vermuten. Eines ist sicher, dass die augenblicklichen Verhältnisse provisorische zu nennen sind.

Von der Klugheit des Präsidenten Krüger wird es abhängen, ob die Frage friedlich gelöst wird oder nicht. Die Boeren rüsten und zwar in fieberhafter Eile, sie trauen England nicht, vielleicht mit Recht, andererseits überschätzen sie ihre eigene Kraft und überheben sich. Es hat den Anschein, als ob Transvaal sich unabhängig erklären wollte. Das würde England ermöglichen, einen legalen Krieg zu führen. Die allgemeine Meinung in England, gegen die Krone und Ministerium machtlos sind, drängt zum Kriege, das Volk will Vergeltung für Krügersdorp nehmen. Wer kann England daran hindern? Deutschland findet Bulgarien keinen Knochen eines pommerschen Grenadiers wert, um wie viel weniger ist Transvaal es wert. Was für Vorteile würde Deutschland aus einem eventuellen Siege ziehen und kann es überhaupt mit England Krieg führen? Nie und nimmer! Deutschland hat keine Interessen in der Kapkolonie und darf dort keine suchen. England wird Transvaal annektieren, weil es das englische Volk will, und niemand wird und kann es hindern. Ich sage nicht, dass es in wenigen Wochen geschieht, aber es muss geschehen, denn es ist das afrikanische Hannover, das sich mitten durch den englischen Besitz zieht, wie Hannover sich durch den preussischen zog, und Mashuna und Matabeleland sind wertlos, so lange Transvaal Zölle hat, die die Durchfuhr stören, so lange Transvaal Tarife hat, die die Einfuhr unmöglich machen, und so lange

die Regierung von Transvaal alles hindert, was die Entwicklung und das Gedeihen des Charteredlandes fördert.

Wird Transvaal von England annektiert, so braucht niemand darüber Thränen zu vergiessen, die Shareholders am allerwenigsten. Ich unterscheide gewaltig zwischen England und der Chartered Company, denn das sind zweierlei Dinge. Die Folge der Annektion wäre die Abschaffung der Zölle, die exorbitent hoch, die Abgaben von den Claims, die heute sehr drückend sind. Als nächste Folge wäre die Lösung der Negerfrage. Diese Frage ist aber für den Betrieb der Minen eine Lebensfrage, und ohne neuen und reichlichen Zufluss von Schwarzen dürfte manche Gesellschaft die Goldgewinnung einschränken oder gar einstellen müssen. Schon heute drücken die unerschwinglichen Löhne die Erträge, und es sind nur etwa 20 pCt. der Minen im Betriebe; was soll geschehen, wenn alle Minen arbeitsfähig werden? Der Präsident Krüger ahnt die Gefahr, und er hat ein Bündnis mit dem Freistaat abgeschlossen. Dieses Bündnis wird nur eines zur Folge haben, dass eben der Freistaat auch annektiert wird. Für den Fall, dass beide Republiken 30000 Mann ins Feld stellen können, was so ziemlich als Maximum angenommen werden kann, genügen 150000 gut geführte und bewaffnete englische Soldaten vollauf, um siegreich vorzugehen.

Der heutige Zustand gleicht der Schwüle vor einem Gewitter, und man sieht bereits Wetterleuchten, über kurz wird es donnern und blitzen, und die Goldfelder werden mit Blut getränkt werden.

Der Krieg in Südafrika 1899-1900.

1. Kapitel.

Meine Abreise.

Am 11. Oktober erfolgte die Kriegserklärung von Seite der Republiken an das britische Reich. Monate hatte es gedauert, bis endlich der grosse Riss in den Unterhandlungen eintrat. England hatte ursprünglich das Wahlrecht der Uitländer gefordert für die, die 5 Jahre im Lande ansässig waren, die Transvaalrepublik aber wollte dieses erst nach siebenjähriger Staatsangehörigkeit zugeben.

Durch diese englische Forderung wurde die ganze Krise heraufbeschworen, und der Verlauf derselben ist zu bekannt, um noch einmal an dieser Stelle besprochen zu werden. Der Grund, warum ich dies hier erwähne, liegt nur darin, um klar zu stellen, dass die ursprüngliche Forderung Englands der Minenindustrie eine Vertretung in den Parlamenten zu erzwingen, nicht der Grund zur Kriegserklärung war. Es handelte sich um die Suzerenität und nach Gewährung dieser von Seite Transvaals, um die allmälige Annektion.

Chamberlain hatte, nun ist es erwiesen, seine Hand bereits im Jamesonritt, und dieser sollte ein Grund zur Kriegserklärung werden im Jahre 1896. Damals hatte Chamberlain nicht genügend Anhang, um seine weithin zielenden Pläne durchzuführen, sodass sein sehr geschicktes Unter-

nehmen sich als sehr verfehlt herausstellte. Der berühmte Ritt öffnete die Augen der Boerenpolitiker; weniger der Ritt selbst, der eine Kinderei war, als die Stellung der englischen Regierung und noch mehr der öffentlichen Meinung in England.

Ich fuhr damals über England nach Süd-Afrika und hatte Gelegenheit mit vielen massgebenden Leuten dort und in Capstadt zu sprechen. In London fühlte man den heiligen Nimbus der britischen Flagge verletzt, was, so wenig man das Unternehmen Dr. Jamesons auch ernst nahm, doch sehr gegen die Boeren verstimmte. Es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, die den Ritt verurteilten, aber der Engländer, der immer logisch und gerecht ist, hört es sofort auf zu sein, wenn sein nationales Gefühl wie immer tangiert wird.

Und hier kam ein Moment in Betracht, das eine weit grössere Rolle als das Missgeschick Jamesons spielte, das Telegramm des deutschen Kaisers, die Haltung der kontinentalen Presse.

Es war klar, dass Grossbritannien von der kontinentalen öffentlichen Meinung verurteilt wurde, dass es politisch isoliert war. Dieses Gefühl durchflog alle britischen Herzen in allen Erdteilen der Welt, und ein wilder Hass traf das Haupt des Germanenkaisers und sein Volk besonders, weil man allgemein diesen Herrscher und dieses Volk für treue Verbündete hielt. Heut ist es klar, dass das berühmte Telegramm an Krüger damals den Krieg verhinderte, und heut sollte sich jeder fragen, ob eine konsequente Stellung desselben Monarchen nicht auch diesmal den Krieg verhindert hätte.

Krüger, ein feiner politischer Kopf, sagte sich aber gleich, aufgeschoben, ist nicht aufgehoben, und listig, wie er ist, bereitete er mit seltener Verschwiegenheit und Geschicklichkeit den Widerstand vor.

Nun aber bleibt es mir ein Rätsel, wie so grosse Waffen- und Munitionslieferungen, die sogar zu einem grossen Teil

von England selbst herrührten und zwar von Fabriken, die von einem nahen Verwandten eines mächtigen Mitgliedes des Kabinets, geliefert werden konnten, von englischen Schiffen verfrachtet, ohne dass die Aufmerksamkeit der englischen Behörden darauf gerichtet war. Dann wurden Millionen für Befestigungsarbeiten ausgegeben, und so der Krieg mit äusserster Sorgfalt vorbereitet. Es ist bekannt, dass der englische Höchstkommandierende eingehende Berichte von Süd-Afrika an die Regierung geschickt hat, und dass der Erfolg dieser seine Abberufung war. Aus alledem ist zu ersehen, dass das Kriegsministerium die grösste Schuld an den Katastrophen trägt, welche später so viel Menschenleben gekostet haben, und denen die besten Söhne Albions zum Opfer fielen.

Der Krieg hat im Jahre 1896 begonnen, denn nach Jamesons Ritt nahm das Misstrauen der Boeren solche Dimensionen an, dass jede Konzession für die Reformen als Landesverrat angesehen wurde. Vor dieser Zeit neigte eine grosse Partei, ihr Haupt war Joubert, zu Reformen hin, aber von diesem Zeitpunkt verhallte jeder vernünftige Vorschlag in der Wüste leidenschaftlichen Hasses gegen die Fremden. Die Boeren standen in ihren Gefühlen nicht England, nein, der zivilisierten Welt gegenüber. Einzelne Fremde dort in Transvaal glaubten ein besseres Geschäft zu machen, indem sie der Regierung dienten und schlossen sich deshalb gegen ihr besseres Ich aus kommerziellen Gründen derselben an. Ich hatte Gelegenheit mit diesen Leuten zu reden und weiss ihre Ansicht über die Verhältnisse.

Darüber herrscht kein Zweifel, England war langmütig und ist vor Gott und der Welt betreffs dieses Krieges gerechtfertigt. Die Boeren steifen sich in ihrer Argumentation auf das Recht des Hausherrn, der in seinem Hause walten kann, wie es ihm gefällt. Der Fremde ist ein rechtloser Gast. Ihre Gesetze sind unwandelbare Vorschriften Calvins,

geschöpft aus den Psalmen der Heiligen Schrift, und jede andere Auffassung ist Ketzerei.

Ich kann nicht leugnen, dass die Boeren ein streng religiöses Volk sind, und dass ich sie in vieler Beziehung bewundere und achte, dass sie an die Puritaner Cromwells, an die Protestanten Hollands unter Wilhelm von Oranien erinnern, aber ich glaube, dass die Geschichte uns lehrt, dass auch die Engländer sich unter dieser Herrschaft so unwohl gefühlt haben, dass sie bald Karl II. unter allgemeinem Jubel zurückriefen. Puritanismus ist für einzelne Individuen, die sich ihn selbst auferlegen, wunderschön — als Staatsdoktrin ein Unding.

Begreiflich, dass ein Goldland, wo jeder Verkommene, jeder Strauchritter, jeder Verunglückte, jeder Geldgierige sein Glück sucht, für puritanische Gesetzgebung vollständig ungeeignet ist. Abgesehen davon hat die Boerenregierung ungefähr den Zenith der Unfähigkeit erreicht, ich möchte sagen, das Championat unter allen Regierungen der Welt, und das ist ein Wort im Munde eines Oesterreichers.

Trotz des strengen Puritanismus hat sich das Gefühl des Wohlstandes doch im Herzen der Boeren ein Plätzchen gesichert. Die Landboeren wurden allerdings von Seiten Krügers und seiner Enkel mit Psalmen bedacht, während er und die Seinen auch Wert auf den rechten Wertmesser alles Irdischen legten. Die Korruption feierte Orgien in Praetoria bei Hoch und Nieder wie wohl nirgends auf der Welt. Ich gebe zu, dass in so naher Berührung mit Johannesburg, die Lauterkeit geradezu als das elfte Weltwunder angesehen werden muss.

Das Hauptmerkmal der Boerenwirtschaft war die Kleinlichkeit, die Folge dieses engen Horizontes, dieses Mangels an Weltkenntnis und der masslosen Selbstüberschätzung. Für einen Boeren war Krüger das Gehirn der Welt. Nun kam hinzu, dass die Erinnerung an das Jahr 1881 noch immer

lebte, dass eine Verachtung gegen England allgemein Platz gegriffen hatte, während das Vertrauen an Gott und an die Treffsicherheit der Schützen unerschütterlich war. So, nur so ist es erklärlich, dass dies kleine Volk mit einem solchen Selbstvertrauen in den Krieg gegen das übermächtige England frohen Mutes ziehen konnte.

Wie ich hörte, herrschte keine Begeisterung. Die Transvaaler, gewöhnt mit Eingeborenen zu kämpfen, begrüssten den Krieg, denn für sie war er mehr Sport als irgend etwas anderes, während die Freistaater zögernd sich anschlossen. Bei den meisten entschied das Pflichtgefühl.

Ich fuhr nach der Kriegserklärung nach London, mit der Absicht, mich den Engländern anzuschliessen. Aber ich erfuhr an massgebender Stelle, dass Fremde nicht angenommen würden. Ich hielt mich einige Tage dort auf und verkehrte mit vielen Leuten, die einen Anteil an den öffentlichen Arbeiten nahmen. Die allgemein verbreitete Ansicht war die, dass zu Weihnachten der Krieg beendet sei. Eben verliess Buller mit seinem Korps England unter rauschenden Ovationen. Ich dinierte denselben Abend mit einer Nichte von ihm am Lande bei einem Freunde von mir, Grafen Seilern. Als ich meine Ansicht aussprach, dass mindestens 150,000 Mann notwendig sind, um diesen Krieg siegreich zu beenden, verfiel ich dem öffentlichen Gespötte. Die Leute von der City waren wie berauscht, sie sahen aus dem rauchenden Blute der braven, englischen Soldaten kolossale Kursgewinnste in ihre Taschen träufeln. England jubelte. Endlich konnte man für Amjuba, Krügersdorp Rache nehmen, endlich wird Johannesburg englisch, und dann wird der Goldstrom durch die Taschen der City, wo das meiste hängen bleibt, sich nach London wenden können. — Ich selbst, der die Absicht kund gegeben hatte, nach Transvaal, zu den Boeren zu gehen, war ein Objekt des Spottes und des Mitleids.

Ich fuhr von London nach Brüssel zu Dr. Leyds. Er empfing mich kalt und förmlich. Ein schöner, ernster Mann, der alle Sprachen mit seltener Fertigkeit spricht. Ich teilte ihm meinen Wunsch mit, ein Kommando im Boerenheer zu erhalten und überreichte ihm glänzende Empfehlungen. Er erwiderte mir, dass dies unmöglich sei, weil die Boeren nur ihren eigenen Führern gehorchen, aber als Korrespondent einer Zeitung würde er mich empfehlen. Ich nahm dies an und erhielt einen dementsprechenden Pass von ihm. Wir sprachen dann über die Chancen der Boeren, und er schien ganz zuversichtlich, ja, er stützte sich hauptsächlich auf eine unevitable Intervention Europas. Für ihn war die Annektion der Republiken eine weltpolitische Frage. Ich selbst bin derselben Überzeugung, obwohl die Kabinette des Kontinents dies nicht bestätigt haben. Es ist merkwürdig, wie überhaupt der Kontinent aussereuropäische Fragen nonchalant behandelt und Kleinigkeiten am Kontinent so streng beurteilt. Sollte das in der Unkenntnis der Welt von Seiten der Staatsbeamten und der Presse herrühren? Auf jeden Fall hat England in dieser Richtung einen ganz anderen Vorsprung.

Leyds ist ein zurückhaltender vorsichtiger Mann, und seine Worte sind karg.

Ich fürchte, dass seine diplomatischen Beziehungen nicht genügend ausgedehnt waren, um ein richtiges Bild den Republiken von der Lage geben zu können. Natürlich ist dies nur eine Vermutung.

Von Brüssel fuhr ich nach Paris. Dort war die Stimmung geteilt. Paris hat ein doppeltes Herz, ein französisches und ein kapitalistisches. Die Leute, denen man in der grossen Welt begegnet, denken mehr an die vielen Goldshares im Portefeuille, als an alles andere. Nebstbei hat man in Frankreich nicht daran gezweifelt, dass der ganze Krieg nichts anderes sein würde, als ein blosser Marsch nach Praetoria.

Bezeichnend dafür war meine Unterredung mit Herrn Jules Borges, der mir den freundschaftlichen Rat erteilte, niemandem zu sagen, dass ich zu den Boeren gehe, da der Krieg längst vorüber sein würde, bevor ich dort ankäme. Umsonst versuchte ich ihn zu überzeugen, dass mit so geringen Streitkräften England keine Aussicht habe. Jules Borges war einer der ersten Männer, die nach Süd-Afrika gegangen sind, und einer der wenigen, die die Republiken à fond kennen.

»Lassen Sie mich nur«, sagte er trotzdem, »die Boeren werden sich ebenso schnell zerstreuen, wie sie sich zusammengeschart haben.«

Seine Ansicht war die allgemeine, die des Ministeriums, der Presse und der Minenleute. Kein Wunder, denn es ist noch nicht da gewesen, dass wilde Boeren gegen so bewaffnete, ausgebildete und verproviantierte englische Soldaten Stand gehalten hätten. Da kam die Nachricht von dem grossen Sieg bei Glencoe. Natürlich, hiess es da, wie sollte es auch anders kommen. In ganz Paris gab es nur eine Meinung, dass der Krieg schon vorüber sei.

Von Paris fuhr ich über Wien nach Konstantinopel. In Wien hatte ich noch die Freude, eine Stunde vor meiner Abreise ein Rennen zu gewinnen. Am 26. Oktober kam ich in Konstantinopel an, wo ich drei Tage verweilte. Herrliches Wetter und wunderbarer Sonnenschein herrschte am Bosporus. Ich fuhr hinaus bis zum schwarzen Meer und schlürfte den Athem der blauen lächelnden Wogen. Am 29. fuhr ich über Smyrna, Athen nach Cairo.

Hier blieb ich bis zum 12. November.

Ich lernte viele Offiziere kennen, so auch den Sirdar Lord Kitchener. Dieser Mann fällt durch sein imponierendes Äussere auf. Er hat einen Bismarckschädel mit einer Löwenmähne. Obwohl seine Augen nach verschiedenen Richtungen

blicken, kann man ihm die männliche Schönheit nicht absprechen. Er ist sehr unbeliebt.

Seine rauhen Formen, seine Rücksichtslosigkeit und Strenge haben in der englischen Armee keinen Anklang gefunden. Er ist ein merkwürdiger Mann, zugeknöpft, brüsk und ohne jedes Verlangen nach Gesellschaft. Still und stumm verzehrt er mit seinen beiden Adjudanten die Mahlzeiten. Man sprach viel vom Kriege. Major Bird, ein sehr angenehmer und gebildeter Offizier war besonders freundlich gegen mich. Dies verdanke ich dem Umstand, dass ich die Überfahrt von Konstantinopel mit seiner jungen Frau gemacht hatte. Mittlerweile war die Katastrophe von Lady Smith bereits eingetreten. Man verwünschte den armen General White. Man behauptete, er sei ein Narr und alle Hoffnungen trug Buller. Bis dieser grosse Mann erscheinen würde, — dann ist aber auch der Krieg zu Ende. Auch grosse Hoffnungen setzten die Offiziere auf die Marinegeschütze und das Lyddit.

Mein Entschluss, zu den Boeren zu gehen, wurde bedauert, und man war im Allgemeinen der Ueberzeugung, dass vor meiner Ankunft die Entscheidung bereits gefallen sei.

II. Kapitel.

Von Kairo bis Praetoria.

Es war am 12. November als ich um 11 Uhr morgens Kairo verlies um mich nach Port Said zu begeben. Die Sonne hatte wenig Mitleid, sie fiel wie ein goldener Wasserfall herunter mitten in die trägen Fluten des greisen Nils auf die fruchtbaren fetten Gefilde, auf die ganze grosse Stadt, wo in den Strassen trotz der Hitze ein reges Leben herrschte. Ich bestieg den Eisenbahnzug, der voll von Leuten war, viele englische Offiziere, Kulis, sonstige Funktionäre und zwei türkische Frauen. Ich hielt mich in der Nähe der letzteren auf. Ich stieg ins Nebencoupé, das mit dem Abteil dieser Frauen durch einen Gang verbunden war und versuchte während der Fahrt eine schlichte Annäherung, die auf schnöden Undank stiess. Die Alte von den beiden überschüttete mich mit einem Regen von wahrscheinlich groben, arabischen Schimpfworten.

All right, ich wich und blieb in meinem Kompartiment allein sitzen.

Die Hitze liess nach, der Abend brach an. Auf der rechten Seite der Strecke befand sich ein unbebautes, sanft ansteigendes sandiges Gelände, rötlich schimmernd und ferne sah man, wie wohlgearbeitete Automaten, Schritt für Schritt Kameele beladen durch die Wüste ziehen. Ein seltsames Tier, welch'

ein fatalistisches Wandeln, geduldig, gottergeben, immer im selben Rhythmus zieht eines nach dem andern mit den aufgeblähten Nüstern einher. Das Schiff der Wüste. Und wenn eine Karawane, der schwankende Araber am Rücken, durch das menschenleere, ewig gleiche Einerlei melancholisch dahinwandert, dann fühlt man im Herzen einen merkwürdigen übersinnlichen Zauber.

Die Wüste und ihre Kultur, die hier ihren Ausdruck findet, das einzige Element, das sie belebt und mit der Menschheit verknüpft. Und da mitten durch das Leblose rasselte der Zug dahin dem Meere zu. Die Sonne neigte sich langsam über den Horizont und nur mehr die Falten ihres Purpurmantels fielen auf die grosse, müde, schlummertrunkene Welt. Der Nil sendete bis hierher sein gelbes Wasser aus, das wie ein Meer weit und breit die Gegend überschwemmte. Und mitten da hinein fiel der purpurfarbene Schlafrock der Sonne und verfärbte sich in allen Nuancen des Spectrums. Es war dies ein himmlischer, ein erhebender Anblik, dessen Pracht den Märchen des Morgenlandes entnommen zu sein schien. Erst als das Dunkel seine grossen, breiten Arme um die Erde schlang, immer enger, und die dichten Nebel wie sorgenvolle Gedanken grauweiss allmählich zum Himmel zogen, und die Mondsichel am Firmament bescheiden zu blinzeln begann, kam ich in Port Said an.

Am 13. November nach dem Gabelfrühstück schiffte ich mich auf dem »König«, der morgens in den Hafen eingelaufen war, ein. Ein mittelgrosses Schiff mit nur einem Rauchfang, aber auf den ersten Anblick freundlich und sympathisch. Man betritt gleichsam eine fremde kleine Welt, ein schwimmendes Städtchen, wo man niemand kennt, und wo man doch so eng aneinander gedrängt eine Anzahl von Wochen zusammen leben muss.

Meine erste Frage galt der Post, die mir viele liebe Briefe übermittelte. Ein Rundgang um das Deck liess mich

erst den Charakter der Passagiere erkennen. Es war reisendes Kriegsvolk. Nicht nur im rauhen Sinne, sondern auch im Sinne der christlichen Barmherzigkeit.

Endlich um 3 Uhr stiess der »König« einen dumpfen, warnenden Ruf aus und langsam, tief Atem holend, begann er sich zu bewegen. Die Schiffskapelle intonierte das Lied: Heil Dir im Siegerkranz, und fort ging es, fort in das Weite und Ungewisse. Thränen, verschämte Wehmutsthränen befeuchteten meine Augenlider in diesem Augenblick und mein Geist rief allen den Lieben, die in meinem Herzen wohnen, ein letztes, ein inniges Lebewohl zu. Gings ja doch hinaus mitten in die Gefahren des Krieges, des tückischen Klimas. Aber solche momentanen Erschütterungen dauern nicht lange an in den Herzen eines reisenden Kriegsvolkes, ein grosses freies Lächeln zieht darüber hinweg und verwischt die Spuren solch kindlicher Velleitäten. Lachen mit breiten Backen, das ist das unauslöschliche Merkmal echten Kriegsvolkes. Die Stunden gehören der Fröhlichkeit und nur wenige Sekunden in seltenen Fällen dürfen einem traurigen Zucken Raum lassen. Das auf dem »König« reisende Kriegsvolk, das kennt nur ungezwungene Heiterkeit. Soldaten deutscher, holländischer, französischer, selbst englischer Nation, Ärzte aus Deutschland, Holland und Schweden, Klosterfrauen von Portugal und Frankreich, rote Kreuzschwestern von Holland und Deutschland.

Ausser diesen reiste nur mehr der Gouverneur von Beira, Herr von Meyrelles, de Canto de Castro mit seiner Frau und zwei reizenden Töchtern mit und einige von seinen Trabanten, portugiesische Angestellte in Beira. Während über allen anderen bereits die Wehen kommenden Pulverdampfes schwebten, wohnte bei der Familie Meyrelles der tiefste Friede. Und um die reizenden Töchter, die so klein waren, wob sich wie Epheu um zarte Rosenstauden die Poesie des »Königs«.

Ich selbst schloss mich gleich am ersten Tage an Baron Reitzenstein, Major vom deutschen Generalstab, an und befreundete mich innig mit diesem echten Reitersmann, der seinerzeit als zweiter im Distanzritt Wien-Berlin endete. Ein französischer Kavallerieoffizier, der bereits einen Krieg im Sudan und einen in Madagaskar mitgemacht hatte, Kapitän Gallopeau, war im Bunde der dritte. Das deutsche Element, mit Ausnahme zweier Herren von Gordon, welche eine Expedition in Deutsch-Ost-Afrika vor hatten, that sich von früh bis Abend gütlich beim Fassbier. Besonders der Schiffsdoktor, der so rund war, dass man mit ihm hätte Kegelschieben können, vertilgte von diesem Nass solche Quantitäten, dass das Fassbier schon nach einer Woche ausgetrunken war und nur mehr das Flaschenbier übrig blieb. Ich kann nicht behaupten, dass letzteres gerade allzu sehr geschont wurde. Ich selbst trinke nie Bier, daher liess mich die für alle so ausserordentlich wichtige Frage ganz kühl.

Die ersten 3 Tage im Suez-Kanal und im roten Meer gingen im tiefsten Frieden dahin, die Sonne meinte es gut.

Auf der rechten Seite sah man ganz nahe die wunderschöne afrikanische Küste, ein langer Bergrücken, der wie ein Blitz gezackt ist. Auf der anderen Seite ebenso nahe die Berge Sinais. Mächtige, zum Himmel hoch aufragende, wilde, kahle Bergriesen.

Auf beiden Küsten dieses Teiles des roten Meeres feiert morgens und abends die Sonne Orgien. Diese Pracht der Farben und ihre Intensität, dazu die Wolken und Wölkchen, die in Purpur und feuerrot glühen, der nahe blaue Himmel das träge, dunkel und lichtschimmernde Meer, in das tief hinein die Abendröte mit allen ihren Farben taucht, ist ein himmlischer, ein herrlicher, unvergesslicher Anblick.

Am 3. Tage meiner Reise fing Neptun an seine Stirne in Falten zu legen und ein leicht ergrimmtes Gesicht zu

machen. Das Schiff »König« war recht widerstandsfähig gegen Wellengang, aber schliesslich fing es doch an zu schaukeln. Da begannen unsere beiden portugiesischen Mädchen zu klagen, und ihr Lachen und Gezwitscher verwandelte sich in arges Seufzen. Die ältere, die ungefähr 20 Jahre zählte, Marie Louise oder auch Mimi genannt, überfiel das schwere Leiden zuerst, und sie rief des öfteren während des Tages: O Mama, o Mama sto tao isvada. Das heisst: O Mama, ich bin so seekrank. Die jüngere, 16 Jahre alt, litt ganz stumm und still. Sie war so klein, dass wir sie Pequenina nannten. Doch war sie schön und klug, und führte eine allerliebste Konversation. Die Mutter, eine sehr distinguierte Dame mit viel Verstand und charmanten Manieren, litt auch, aber sie wusste es zu verbergen.

Bis Aden dauerte diese kleine Schaukelepisode, wo wir am 19. ankamen. Hier blieb der »König« von Mittag bis ungefähr 4 Uhr Nachmittag liegen. Ich ging ans Land, um verschiedene Sachen zu kaufen und kehrte bald aufs Schiff zurück. In Aden war heutzutage fast jeder Mensch, daher kann ich mir die Beschreibung dieses Ortes ersparen.

Nachdem wir die Spitze von Gardafui passiert hatten, beruhigte sich das Meer sichtlich, und wir fuhren wie durch träge, dicke, blaue Tinte 6 Tage bis Tanga.

Dort angelangt, ging ich mit der Familie des Gouverneurs ans Land. Tanga ist eine ganz neue Stadt mit wenigen, aber recht sauberen Häusern und mit einer prächtigen Vegetation. Die ersten Blumen haben wir hier angetroffen und gepflückt. Unter grossen Palmenalleen blühen da rechts und links vom Wege Rhododendron, Solaneen, Goldlackarten, schöne farbige Convolvolus und Malven in allen Farben. Andere, mir unbekannte Pflanzen und Sträucher treiben hier duftige Blüten, und die kleinen Portugiesinnen pflückten grosse Sträusse, die ich natürlich tragen musste. Pequenina nannte sich die Schwester der Blumen.

Mitten in dieser Begeisterung ereignete sich ein höchst komischer Zwischenfall. Marie Louise, auch Mimi genannt, wollte eine kleine lebende Hecke überspringen, um eine schöne Blume zu pflücken, sie nahm einen kurzen Anlauf und fiel der ganzen Länge nach in einen Dornenstrauch. Sie wusste nicht, ob sie weinen oder lachen sollte, aber zum Schluss entschied sie sich für das letztere. Nach längerer Wanderung in den Strassen des heissen Tanga begaben wir uns zurück aufs Schiff. Tanga ist ungesund, das Fieber hat dort schon manchem jungen Mann die Lebenskraft geknickt.

Am Abend des 25. November verliessen wir Tanga, um am nächsten Morgen in Zanzibar zu landen.

Diese Insel kann man ruhig das Paradies von Ostafrika nennen. Es ist ein grosser herrlicher Garten, mitten drin die Stadt Zanzibar, über die hinaus der neue Palast des neuen Sultans ragt. Den alten Palast haben die Engländer zerschossen. Noch sieht man die Maste von dem einzigen Kriegsschiff des Sultans im Hafen aus dem Wasser ragen, welches von den Engländern in Grund geschossen wurde. Es scheint dies für den neuen Sultan ein Wahrzeichen sein zu sollen.

Wir gingen ans Land mit der Gouverneursfamilie und machten eine kürzere Fahrt ins Innere der Insel. Man glaubte sich in ein Feenreich versetzt. Dieser grosse Garten mit den vielen Palmen, Sträuchern, Blumen, bevölkert von ganz schwarzen Ziegen, die wie gewichste Stiefel glänzten, und ganz braunen mit klugen übermütigen Gesichtern; dann Ochsen und Kühe mit grossen Höckern, wieder eine andere Race von Kühen, die man kaum von Eseln unterscheiden kann. Auch Pferde, Maulesel und Esel laufen ganz frei herum. Die verschiedensten Menschenrassen kann man hier nebeneinander leben sehen. Sehr viele Indier, dann Somalis, Kaffern, Zulus, Eingeborene und die herrschende Klasse, die

Araber. Auch die Weissen hier gehören allen Nationen an, doch überwiegen, obwohl die Insel englisch ist, die Deutschen. Wir fuhren weit hinaus, ungefähr zwei Stunden. So mitten des Weges kamen wir an einer Sklavenkaserne vorbei. Vor einem Hause sassen niedergekauert vielleicht hundert Neger, Sklaven, die gekauft werden sollten. Das waren die ersten Sklaven, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Aber Zanzibar erfreut sich dieser Spezialität, und die Engländer dulden sie ganz merkwürdigerweise, während sie es doch immer und überall waren; die die Sklaverei am meisten bekämpft haben; die in allen Kolonien den Schwarzen ganz dieselben Rechte einräumen wie den eigenen Landsleuten.

Nun, ich habe mir darüber nicht viel den Kopf zerbrochen, sondern fuhr ruhig weiter, die Insel bewundernd, die Vegetation, in deren fruchtbarem Schoss die Negerhütten gebettet liegen, im tiefen Schlummer einer anderen Zeit und einer anderen Kulturepoche.

An diesen Negern ist der Fortschritt spurlos vorübergegangen. Sie haben ihre Traditionen, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten bewahrt. Dieselben Dörfer, dieselben Hütten, wie sie sie wohl vor 1000 Jahren auch gebaut haben mögen. Sie leben wie die Tiere und erheben sich in keiner Weise über diese.

Man verlangt vielleicht zu viel. Erst seit 30 Jahren hat Europa sein Augenmerk auf Ost-Afrika geworfen, wenn man von den portugiesischen Kolonisationsversuchen in Mozambique absieht; aber diese spotten jeder ernsten Auffassung von Kolonisation.

Zanzibar erfreut sich, wie alle Aequatorialgegenden, einer sehr freundlichen Strahlenausströmung der Sonne, und als der Abend anbrach, überkam uns das lautere Gefühl der Freude.

Auf unserer Rückfahrt begegneten wir dem spazierenfahrenden Sultan. Vorn zwei Reiter, hinten zwei Byciclisten als Begleiter. Er mit wallendem weissen Bart führte sein Gespann selbst. Unser Kutscher und der Dragoman am Bock sprachen laut Gebete, mit der Hand die Brust klopfend, als der Herr und Gebieter vorüberfuhr. Besonders komisch nahmen sich in dieser eigenartigen Wildnis die zwei Byciclisten als Kammerherren aus. Das richtige Ceremoniell für einen Negerkönig.

Wie gebrochen vor Müdigkeit langten wir spät abends an Bord des »König« an.

Noch in derselben Nacht fuhren wir nach Dar-es-Salam, der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika. Davon ist wenig zu sagen. Die Deutschen haben viel zu viel für diesen ungesunden Platz gethan. Hospitäler, grosse Staatsgebäude, und vieles mehr gebaut, aber noch immer keine Eisenbahn ins Innere, was doch das wichtigste für Kolonien ist und bleibt. Die Franzosen in Madagascar thun dasselbe. Sie haben 500 Millionen für den Krieg ausgegeben und so und so viel Geld für Hafenanlagen, Regierungsgebäude etc. und halten viele Truppen dort, aber noch keinen Kilometer Bahn haben sie im Innern gebaut. Wie ganz anders arbeiten die Engländer!

Vom Kap bis nach Beira, von Kairo bis nach Chartum gehen ihre Eisenbahnen, von Mombassa bis an den Viktoria Nyanza. Das sind tausende und tausende von Kilometern. — Am selben Tag noch, am 28. November, verliessen wir Dar-es-Salam, um am 30. in Mozambique anzukommen.

Der englische Konsul, der mit dem »König« gekommen war, nachdem er in London einen einjährigen Urlaub verbracht hatte, lud mich am Land zum Essen ein mit einem Kapitain Agenu, der von Indien nach Durban fuhr, um sich dort seinem Regiment anzuschliessen. Der arme Konsul Belcher fand sein Heim in Mozambique in der allergrössten Unordnung.

Seine Tauben und Hühner hatte der interimistisch angestellte Konsul alle aufgegessen, sein Silber verrosten lassen, seine Lampen zerbrochen, die Möbel von schlecht erzogenen Hunden verderben lassen. Und was Belcher am meisten kränkte war die zerbrochene Spieldose. Nun, Agenu und ich, wir liessen die beiden Konsuln allein und gingen bis zum Essen spazieren. Wir besuchten das Telegraphenamt und dort forderte uns der Telegraphist auf, in seine Wohnung zu kommen und einen Whisky und Soda zu nehmen. Er hatte eben vor 6 Monaten geheiratet und seine Frau war glücklich, Leute von Europa wiederzusehen. Dieser Telegraphist kannte Graf Blücher und Hans Graf Coudenhove, zwei Freunde von mir. Hier entdeckte ich erst, dass Kapitain Agenu ein Schwager von Finnlay, unserem englischen Botschaftssekretär ist. Wir gingen dann alle vier auf das uralte portugiesische Fort, welches seit dem 15. Jahrhundert hier steht. Es ist ganz aus Korallenriff gebaut und als Konstruktion sehr interessant.

Mozambique ist an der ganzen Ostküste bei weitem die älteste Kolonie, seine Geschichte reicht bis ins Mittelalter hinein. Noch heute ist diese Stadt, die sehr hübsch und sauber ist, der Sitz des General-Gouverneurs des portugiesischen Besitzes in Ost-Afrika.

Nachdem ich von den vielen blühenden Sträuchern Blumen gepflückt hatte für Pequenina, gingen wir zu Belcher zurück, dort unser Mahl einzunehmen. Die Fehde zwischen dem neuen und alten Konsul tobte noch heftig weiter und auch das Diner konnte keinen Einhalt gebieten.

Wir hatten nur wenig Zeit, denn punkt 8 Uhr sollte der »König« abdampfen und unser Essen hatte erst um 7 Uhr begonnen.

Aber trotzdem erreichten wir noch zur rechten Zeit das Schiff, welches einige Warnungsrufe bereits ausgestossen hatte. Kaum hatten wir Mozambique verlassen, als eine nette

Brise sich zu erheben begann. Das Meer regte sich ein bischen und gegen Morgen wälzten sich mächtige Wellen bis über das Deck des Schiffes. Da klagten unsere beiden Singvögel wieder sehr. Vom Mitleid übermannt, reichte ich ihnen ein Mittel gegen Seekrankheit, das ich in Kairo gekauft hatte. Es half ein wenig, aber nicht viel. Jeder neue Shock brachte die armen Kinder in Verzweiflung. Bei den Mahlzeiten waren weniger als die Hälfte der Passagiere anwesend und auch von diesen mussten einige noch während derselben das Schlachtfeld räumen. Ein merkwürdiges Schicksal erlitt mein Mittel gegen Seekrankheit. Nachdem die Bar um 11 Uhr geschlossen worden war und nichts Trinkbares mehr ausgeschenkt wurde, vergriff sich der Schiffsdoktor und einige Freunde von ihm an dem Mittel gegen Seekrankheit und tranken das als Alkohol aus. Reitzenstein, ich und der Gouverneur, wir feierten bei Sekt unsere nahe bevorstehende Trennung. Der alte Portugiese, ein prächtiger Mann, sang: »Behüt' Dich Gott, es wär so schön gewesen« und »ich weiss nicht was soll es bedeuten«. Mehr konnte er nicht deutsch, während die Mädchen gut deutsch verstanden und sprachen. Die Konversation wurde immer französisch geführt. Endlich am 1. Dezember kamen wir in Beira an. Der frühere Gouverneur erschien mit vielen Leuten, Herren und Damen, an Bord des »König«, um den neuen Gouverneur zu empfangen. Dieser hatte zu der Ceremonie einen Gehrock und weisse Gamaschen angezogen und nahm bereits eine Stunde vor Ankunft eine feierliche Pose an. Das ganze offizielle Beira, auch der englische Direktor der Mozambique Gesellschaft, Loley, ein Mann, der mit Jameson seinerzeit in Transvaal eingefallen war, kamen an Bord, und viele Frauen, die rastlos schnatterten.

Hierauf fuhren in zahlreichen, festlich geschmückten Barken unter Böllerschüssen und Raqueten sie alle ans Land. Wir blieben diesen Tag, der sehr heiss war, auf dem Schiffe.

Erst am nächsten, gerade Pequeninas Geburtstag, gingen Reitzenstein und ich zum Gouverneur gratulieren.

Das Gouvernementsgebäude liegt recht weit, und die Strassen bestehen aus einem grundlosen Sand. Zwar sind durch dieselben überall Schienen gelegt und fahren kleine Wagen mit Negern bespannt hin und her, aber diese sind alle in privatem Besitz und für Fremde nicht zu haben.

Es blieb uns nichts übrig, als zu Fuss zu gehen.

Endlich erreichten wir das neue Heim der Familie Meyrelles und brachten dort unsere Gratulationen dar. Die kleine Pequenina war etwas traurig. Die Eltern entschuldigten sich, dass sie uns zum Essen nicht einladen konnten, aber sie waren selbst noch Gäste des früheren Gouverneurs.

Nun nahmen wir rührenden Abschied und kehrten aufs Schiff zurück. Am nächsten Tage kam der frühere Gouverneur an Bord, um sich mit seiner Frau einzuschiffen. Wieder dieselben Leute, die den neuen empfangen hatten, sagten dem alten Lebewohl. Auch die Familie Meyrelles war vollzählig am Platze erschienen. Erst als der »König« das dritte Mal schwer geächzt hatte, verliessen die Festgäste das Schiff. Gleich darauf fuhr der »König« auch von dannen. Zwei unbekannte Damen aber hatten die Rückfahrt versäumt und standen hilflos da. Der Kapitän verweigerte es nochmals zu halten, und so mussten diese Damen nach Laurenzo Marquez fahren. Zwar hielt das Schiff am Ausgange des Hafens, und man versuchte die Unglücklichen in das Lootsenboot zu bringen, aber die See ging so hoch, dass es unmöglich war, und so mussten sie die Reise bis Laurenzo Marquez machen. Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Die letzten zwei Tage unserer Herreise wurden bei hoher, bewegter See vollbracht, und die Zeit langte kaum, um alle Abschiedsfeste und Verbrüderungen zu feiern. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten sehr widersprechend. Die Boerenfreunde wussten von vernichtenden Niederlagen

der Engländer zu melden, während diese zwar grosse Verluste zugeben, aber überall gesiegt haben wollten. Nach Beira drang gerüchtweise die Nachricht von der Schlacht von Belmont und von Modderriver.

Erst nach unserer Ankunft in Laurenzo Marquez erfuhren wir die volle Wahrheit.

Am 6. traf der »König« in Laurenzo Marquez ein, ungefähr um 4 Uhr nachmittags, und bald darauf ging ich mit drei englischen Offizieren ans Land um dort zu speisen. Das war ein glücklicher Moment, wieder seinen Fuss am Trocknen zu fühlen und dazu in einer herrlichen Gegend wie die Delagoa Bay ist, landschaftlich noch schöner wie Zanzibar. Die Felsen rot, das Grün dunkel, überall die reichste Tropenvegetation. Wir gingen bis zum Hotel eine weite Strecke zu Fuss. Die Grillen zirpten wie ein reiches melodisches Streichkonzert, und eine Gattung von Drosseln sang. Die Sonne neigte sich zum Frieden, ein kühles Lüftchen strich durch die heisse Luft, und ich fühlte mich fast am Ziele meiner Reise wie ein neugeborenes Kind. Vom Hotel aus hatten wir eine herrliche Aussicht über die ganze Bucht, über den grossen Hafen, welcher dicht mit Masten bevölkert war: englische Kriegsschiffe, ein portugiesisches, das einzige glaube ich, welches dieses Land besitzt, ein französisches, dann der stolze »König« mit seinen tausend Lichtern und viele Kargoschiffe. Im tiefsten Frieden lagen sie alle da, gebettet im blauen dunklen Meer. Und über sie goss der auflebende Mond geisterhaft sein weises Licht. Dazu spielte auf der Terrasse eine italienische Musik, drei Mann hoch, vertraute Weisen.

Wie ein längst verschollener Traum quollen die Melodien in mein Herz. Echter guter Pommery extra dry auf der Zunge, die Martha, Norma, Funicula im Ohr, das war ein schöner, reiner Augenblick meines Lebens.

Den nächsten Tag, den 7. Dezember, fuhr, bis auf die Engländer, alles mit zwei Spezial-Trains nach Praetoria.

Ich blieb zurück, weil ich mit diesen überfüllten Zügen nicht fahren wollte und benützte am 8. früh den gewöhnlichen Zug. Nun war der »König« leer. Das lachende, singende, trinkende Kriegsvolk war ausgeflogen. Mein Abschied vom Kapitän des »König«, Doherr, war noch ein rührender. Dieser Kapitän verdiente es auch, er war der liebenswürdigste, taktvollste Mann, den man sich denken konnte.

III. Kapitel.

Die Lage in Transvaal während des Krieges.

Am 8. Dezember früh 7 Uhr verliess ich Laurenzo Marquez. Der erste Teil der Reise geht durch portugiesisches Gebiet und ist unendlich fruchtbar und im Besitze von fleissigen, ackerbautreibenden Kaffern. In ihren typischen Strohhütten wohnen sie in kleinen Dörfern, die überall in das saftige Grün gebettet sind. Gegen Mittag gelangte ich an die Transvaalgrenze. Hier also begann für mich der wirkliche Krieg! Von nun an war ich mitten drin in dem Treiben, mit gehangen, mit gefangen mit den Boeren. An der Grenzstation Komatoport verlangte der dortige Feldcornet, ein schöner, grosser Bauer, in Kriegsrüstung, mir den Pass ab, und nachdem er ihn gesehen, liess er mich und meine Bagage passieren. Mehrere bewaffnete Boeren standen da herum, das einzige Merkmal hier im tiefsten Frieden, dass es Krieg giebt. Nach kurzem Aufenthalt rollte der Zug wieder weiter. Hier erheben sich hohe, bis zu den Gipfeln mit grünem Gras bezogene Berge, die ins Land hinein immer höher und höher und immer romantischer werden. Die Eisenbahn windet sich im Thal des Krokodilflusses empor, und die Züge beherzigen in keiner Weise das amerikanische Dogma: »Time is money«. Die Temperatur bis zum Abend liess nichts zu wünschen übrig, wenn auch ein mächtiges Gewitter am Himmel stand und zeitweise eine Wolke ihr ganzes, volles Herz über uns ausgoss. Nach einem so

wolkenbruchartigen Niederprasseln grosser, dicker Tropfen sah man rote, wilde Bäche von den Bergen herunterkollern. — Unten der äusserst romantische Fluss wälzte sich über enorme Steinblöcke, rings von Palmen, Farrnkräutern und niedrigem Buschwerk umrahmt. Hier sollen noch Krokodile und Nilpferde leben. Letztere werden geschont, damit sie nicht aussterben.

Um 8 Uhr abends kamen wir in Watervallunder an. Der Zug hielt in seiner gemächlichen Bewegung ein, und wir stiegen Alle aus, um hier zu übernachten.

Das Hotel Watervallunder ist ein recht sauberes Häuschen, der Besitzer ein sehr gemütlicher Franzose, der fabelhafte Jagdgeschichten zu erzählen wusste. Hier erst erfuhr ich, dass es gesetzlich verboten sei, im ganzen Lande alkoholische Getränke zu verschänken. Na, das war ein harter Schlag. Zum Glück hatte ich mir meine Flasche Whisky mitgenommen, und nach langem Bitten erhielt ich auch eine Flasche Bier, die mir, der sonst dieses Nass nie zu sich nimmt, herrlich mundete. Auch erfuhr ich Näheres über die vielen Gefangenen und Toten auf Seite der Engländer, und über die minimalen Verluste auf Seite der Boeren, Gegen 9 Uhr entlud sich das Gewitter vollständig, und ein wahres Meer fiel vom Himmel herab.

Totmüde ging ich zu Bett, um am neunten frühzeitig wieder in den Zug zu steigen und nach Praetoria weiter zu fahren. Die Gegend glich genau der gestrigen vom Nachmittag, und das Wetter heut war kühl und angenehm. Es regnete fast fortwährend. Gegen Mittag stieg ein bewaffneter Boer in mein Coupé ein, der bei Lady Smith und Dundee mitgefochten hatte und jetzt wieder zur Truppe nach Colenso einrückte. Er war der erste Augenzeuge des Krieges, dem ich begegnet war; mit grösstem Interesse verfolgte ich seine Erzählungen. Er sprach fliessend deutsch, und man konnte das, was er sagte, für absolut wahr halten, weil er auch in

seiner Argumentierung mässig blieb. Das Zerschellen der ersten Granate in nächster Nähe hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und er sagte damals, dass die Boeren schwer das feindliche Geschützfeuer vertrügen. Aber seither haben sie sich grossartig daran gewöhnt. Die Siege der Engländer bei Belmont, Graspan und Modderriver wurden mir durch ihn bestätigt. 2000 Gefangene waren damals in Prätoria und bald darauf langten noch 1500 von der Schlacht bei Scholtz-Neck und Colenso an.

Endlich um 8 Uhr abends erreichte der Zug Praetoria. Viele Neugierige befanden sich auf dem Perron und gafften uns an. Abermals wurden die Pässe visiert, und dann erst konnte man das Coupé verlassen. Ich fuhr ins Grand Hotel, wo ich nach einem Bade lechzend, sofort ein solches erhielt. Abends nach einem recht guten Essen ging ich, die Aerzte vom Roten Kreuz aufzusuchen. Nach vielen Irrfahrten fand ich sie im Deutschen Klub bei einem Bierabend, dem ich zugezogen wurde. Nun, da war ein langer, grosser, deutscher Tisch mit ungezählten Flaschen deutschen Bieres darauf und deutsche Lieder wurden bei Klavierbegleitung gesungen. Das Fest trug den Habitus eines Studentenkommerses. Der Vorsitzende, ein Baron Dewitz, ein langer, magerer, übel aussehender Mann ergriff zuerst das Wort, um die Gäste vom Roten Kreuz zu feiern, dann sprach der deutsche Konsul, ein kleiner, runder Herr, namens Biermann. Er sprach mit wenig Elan und vielen Unterbrechungen Dinge, die mir mit seiner offiziellen Stellung nicht verträglich schienen, solange der deutsche Kaiser die vollste Neutralität beobachtet. Der Abend verlief wie alle solche Abende — um Mitternacht gingen wir nach Hause. Nach so langer Zeit schlief ich wieder in einem guten weissen Bett.

Am nächsten Tage, einem Sonntag, den 10., konnte ich der wohlverdienten Ruhe pflegen. Ich fing dieses Buch

zu schreiben an und richtete mehrere Briefe nach Hause. Erst am 11. konnte ich meine Thätigkeit beginnen, und zwar that ich dies mit einem Besuch beim Staatssekretär Reitz, an den ich von Dr. Leyds Empfehlungen hatte. Zufälligerweise begegnete ich gerade auf der Stiege des Hotels einem früheren Bekannten aus Johannesburg, dem ich später in Budapest begegnet war und der mir seine Dienste jetzt anbot. Er führte mich zu Reitz, mit dem er sehr befreundet war. Eben als ich das Regierungsgebäude betrat, herrschte dort grosse Aufregung. Von General Cronje waren Depeschen eingelaufen, welche mitteilten, dass vom grauen Morgen an ein furchtbar blutiges Gefecht tobe, und dass die Engländer bereits zum dritten Male unter schweren Verlusten zurückgeschlagen seien. Dies war die Schlacht von Scholtz-Neck. Der Staatssekretär empfing mich unendlich zuvorkommend, lehnte aber jede Unterstützung meiner Expedition an die Grenze ab. Vor mir waren einige fremde entlassene Offiziere hier angekommen, ungefähr 14 Tage früher, und hatten die Regierung gründlich ausgebeutet, sodass vor neuen, ähnlichen Nachzüglern der etwas einfache und naive Staatssekretär, wie man auf Berlinisch sagt, »die Näse voll hatte«. Da Reitz jetzt sehr beschäftigt war, bat er mich, den Abend bei ihm zuzubringen. Hierauf verliessen wir das Gouvernementsgebäude. Mr. Spence, mein Impresario, lud mich zum Frühstück ein, an welchem ein Doktor Krause, Stadtkommandant von Johannesburg, und der Unterstaatssekretär Pitt Groebler teilnahmen. Am Abend desselben Tages besuchte ich den Staatssekretär Reitz und sprach 3 Stunden mit ihm.

Leider wurde unsere Konversation durch die Anwesenheit des portugiesischen Konsuls und dann durch die zweier amerikanischer Reporter gestört.

Reitz zweifelte an dem endgiltigen Siege der Boeren

nicht, er war so überzeugt davon, dass er die Erwähnung der Möglichkeit, das Kriegsglück könne sich wenden, schlankweg ablehnte. Um 11 Uhr verliess ich diesen viel geplagten Mann, der vom Morgen bis zum Abend Erlaubnisscheine für alle denkbaren verbotenen Lebensbethätigungen schrieb. Hier ist nämlich zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, alles verboten. Man darf nichts trinken ohne eigene Bewilligung des Staatsministers, man darf nach 9 Uhr nicht ausgehen, man darf sich überhaupt in der Stadt nur im Besitze eines eigenen Erlaubnisscheines aufhalten.

Und alle diese Erlaubnisscheine stellt Reitz eigenhändig aus.

Am 12. Dezember begann ich meine Kriegsausrüstung vorzubereiten. Das war ein hartes Stück Arbeit, denn das Notwendige war fast gänzlich ausverkauft. So kam es, dass ich gezwungen wurde, mehrere Tage hier in Praetoria zuzubringen, ohne dadurch eine Schlacht versäumt zu haben, weil ich ohnehin bei Scholtz-Neck noch nicht hätte anwesend sein können. Da alle deutschen Offiziere und Kombattanten nach Lady Smith gegangen waren und meiner Ansicht nach die Entscheidung im Süden beim Modderriver fallen musste, beschloss ich dorthin zu gehen. Die nächsten Tage benutzte ich, um diese Zeilen in Ruhe zu schreiben und Land und Leute kennen zu lernen.

Am 19. war ich in Johannesburg, wo mich ein Oesterreicher, der Präsident des österr. ungar. Hilfsschutzvereins, am Bahnhof erwartete und herumführte. In Johannesburg sah man Schritt für Schritt, dass wir uns in Zeiten des Krieges befanden. Fast alle Schaufenster geschlossen, mit Brettern vernagelt und verlassen. Die Strassen leer, und nur hier und da konnte man einem Menschen begegnen. Hier wurde das Alkoholverbot mit rücksichtsloser Strenge gehandhabt, was man von Praetoria nicht gerade sagen konnte. Am selben Abend noch fuhr ich hierher zurück.

Gerade an diesem Tage, als ich in den Räumen eines geheimen Bars hier im Hôtel mich für die Enthaltsamkeit in Johannesburg entschädigen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines Redakteurs der »Volksstem«, des Hauptblattes dieser Stadt, namens Dressler. Ich kannte seinen Beruf nicht, da er aber eben von der Front kam und die Schlachten von Dundee und Lady Smith mitgemacht hatte, so interessierte es mich, ihn anzuhören.

Dressler war ein Holländer von guter Familie, der hierher wegen häuslicher Zerwürfnisse ausgewandert war und als Kriegskorrespondent bei Lady Smith diente, während sein Bruder Chef-Redakteur der »Volksstem« war. Seine Erzählungen über die Vorgänge am Kriegsschauplatz waren höchst interessant. Er berichtete mir, dass nach Ausbruch des Krieges im ganzen Lande eine sehr gehobene Stimmung herrschte. Die Boeren zweifelten nicht an ihrem endgiltigem Siege. Unter den Klängen der Nationalhymne scharten sie sich zusammen und zogen in den Krieg hinaus. Allerdings waren nicht alle derselben Sicherheit, es gab auch Schwarzseher und zwar besonders unter denen, die in Europa waren, und die Interessen in den Minen hatten. Auch war von Anfang an eine Friedenspartei unter den Boeren, wenn auch die meisten davon es vorzogen, ihre Ansichten im Gehege ihrer Zähne zu bewahren, da es nicht ratsam war, für einen Uitländer gehalten zu werden. Nach Ausbruch des Krieges musste jeder Feuer und Flamme für den Krieg sein, ob er wollte oder nicht.

Man muss zuerst die Organisation dieses Volkes erläutern, damit die rasche Mobilisierung verständlich wird. Das Boerenheer ist ein Territorial-Landsturm, dessen Offiziere bereits im Frieden gewählt sind. Als Oberkommandant fungierte Joubert. Dieser Mann genoss aber nicht das ungeteilte Vertrauen seiner Landsleute, vielleicht deshalb, weil er als Mitglied des ausführenden Rates gegen

alle Rüstungen und besonders gegen die Errichtung und Vermehrung der Artillerie gestimmt hatte, ein Gebahren, das wenig zu seiner Funktion als Generalissimus passte. Aber Joubert war als Politiker der Gegenkandidat Krügers für den Präsidentenstuhl, und so musste er schwarz sagen, wenn dieser weiss beantragte. Joubert plaidierte für eine Verständigung mit England, während Krüger seit 1896 direkt auf den Krieg lossteuerte. Er that dies nicht etwa aus Liebe zum Kriege, sondern nur deshalb, weil Ohm Paul, der schlaue, genau wusste, dass die Erhaltung des Bestehenden nur mit Waffengewalt zu erzwingen war.

Ausser Joubert führte im Frieden nur noch Cronje den Titel General. Jener besass eine regelrechte Uniform, dieser machte seinen Rang blos mit einer Straussenfeder am Hut kennbar.

Die Mobilisierung des Boerenheeres wurde bereits während der kritischen Zeit vorbereitet. Jede Stadt und jeder Distrikt wählte seine Offiziere. Hoofdlagerkommandant war die höchste Charge, es würde unserem Korpskommandanten entsprechen, dann kam Fechtgeneral, Kommandant, Feldkornet und Korporal. Ausser diesen gab es noch Lagerkommandanten, die eine kombinierte Stellung von Proviantoffizier und Auditor darstellten. Dieser wurde ernannt und durfte das Lager nie verlassen. Er unterstand dem Kommissarius, der den Proviantnachschub zu besorgen hatte, und der teils im Lager, teils in der Stadt sich aufhielt, wo er Pferde rekrutierte und Lebensmittel kaufte.

Die beiden Republiken hatten gleichmässig, aber vollständig getrennt organisierte Truppen.

Bei der Wahl der Offiziere entschied, da man die kriegerische Befähigung der einzelnen vor dem Kriege nicht kannte, die soziale Position, die Wohlhabenheit und die Tradition. Die Namen Cronje, Botha und besonders Praetorius waren in allen Chargen vertreten, lauter Nachkommen

bekannter Männer, die sich in früheren Kriegen hervorgethan hatten. Die Transvaalstreitkräfte waren ursprünglich in zwei, später in drei Armeen geteilt, und zwar Joubert mit dem Gros in Natal, Cronje bei Mafeking. Später zog Cronje nach Kimberley und General Schneemann blieb bei Mafeking zurück. Die Truppen des Freistaates waren ursprünglich in zwei Armeen geteilt: bei Kimberley unter Prinsloo und in Natal unter Cronje, der mit dem berühmten Cronje gar nicht verwandt war. Später kam noch die Armee von Kolsberg hinzu unter Delarey, der früher beim Modderriver kommandierte. Bei Stormberg befand sich ein anderes schwaches Detachement.

Die Anzahl der Gesamttruppen hat kaum 35000 Mann unter Waffen überstiegen und zwar: In Natal 15000 Mann, am Modderriver 11000, in Kolsberg 7000 Mann, bei Mafeking 1000—1500, bei Stormberg 1500 Mann. Dies war der Stand, der hätte anwesend sein sollen, aber die Beurlaubungen waren so zahlreich, dass jene Ziffern nie erreicht wurden. Die beiden Republiken besassen 40000 Mausergewehre und vielleicht 15000 Henri Martini, Manlicher Einlader und sonstige Sportingrifles älteren Systems.

Die Transvaalartillerie bestand aus 45 Geschützen verschiedener Typen. Vier grosse Festungsgeschütze, französische Creuzot Feldgeschütze, Kruppschnellfeuerkanonen, Nordenfeldt Maxim und Maximkanonen.

Der Freistaat besass 18 Geschütze, aber die wenigsten waren moderner Konstruktion, viele selbst Vorderlader. Während die Transvaaler nur Boerenoffiziere und Mannschaft hatten, bestand die freistaatliche Artillerie zumeist aus Fremden. Die Uniform der Transvaaler Artillerie, die einzige Truppengattung, die uniformiert war, glich halb den französischen, halb unseren Artilleristen. Obwohl die Offiziere glänzende Uniformen trugen, war ihre Haltung ganz unmilitärisch.

Als Studie für Geschütztypen war dieser Krieg sehr

lehrreich. Die englischen Armstrongkanonen erwiesen sich als minderwertig, und die Creuzotkanonen als diejenigen, die am weitesten schossen. Sie dürften aber für Feldgeschütze zu schwer sein. Die Kruppschen Typ 1895 haben die besten Dienste geleistet, wenn auch ihre Fernwirkung den französischen nachsteht. In Transvaal bedurfte man aber keiner allzuweit schiessenden Geschütze, weil das kleine Ziel vollkommen gedeckter Truppen jede Präzision im Schiessen ausschloss. Die besten Dienste leisteten die Nordenfeldts, welche 24,5 cm Granaten in der Minute bis auf 6000 m Entfernung werfen können. Selbstlader ohne Rücklauf mit Wasserbespülung des Laufes, leicht, mit Einheitspatrone an Bändern. Die Wicker Maxim bewährten sich garnicht, weil der Lauf sofort heiss wird.

Was die Gewehre anbelangt, so steht das Mausergewehr an der Spitze aller Armeegewehre, es hat sich trefflich bewährt. Eine kleine Verbesserung am Magazin, wie sie die Leemetfords haben, würde das Mausergewehr zur Vollkommenheit stempeln. Das österreichische Manlicher war nur wenig vertreten, aber von den Boeren nicht geschätzt, weil der Mechanismus zu oft den Dienst versagt. Auch ist sein Magazin unpraktisch und veraltet. Weiter ist das Kaliber als Kleinkaliber zu gross und daher die Patronen zu schwer.

Die moderne Schusswaffe wird leider nur allzubald abgeschafft werden müssen, wenn nicht im Wege einer Konvention Aenderungen im Kriegsrecht vorgenommen werden. Das kleinkalibrige Gewehr mit Stahlmantel macht nur in seltenen Fällen kampfunfähig. Wer nicht durchs Herz oder durchs Gehirn oder durch eine Hauptarterie geschossen wird, stirbt nicht, ja, kämpft nach 4 Wochen lustig weiter. Diesen Beweis hat das Blackwach Regiment geliefert. Das Repetiergewehr hat sich überhaupt mehr als eine Gefahr denn als Vorteil gezeigt, und es ist sehr zu überlegen, ob man nicht

zum Einlader zurückkehren sollte. Feuerdisziplin lässt sich im Frieden keiner Truppe lehren, denn diese ist viel mehr Nervensache als irgend etwas anderes.

Die Boeren haben Wunder im Munitionsnachschub geleistet, denn dieser war theoretisch so gut wie garnicht organisiert. Der Grund, warum sie nie an Munitionsmangel gelitten haben, liegt einesteils darin, dass jeder Mann 300 Patronen mit sich trug und zum andern, dass niemand ins Blinde hinein schoss, ohne sein Ziel zu sehen und ordentlich am Korn zu haben.

Weiter ist dies daraus zu erklären, dass die Boeren ihre einmal bezogenen Stellungen nie gewechselt haben, da mochte geschehen, was da wollte. Hinter den bezogenen gedeckten Stellungen waren die Munitionsvorräte aufgestapelt.

Die Disziplin im Boerenheere war nach den Begriffen eines europäischen Soldaten eine klägliche, aber für den, der, wie ich später Gelegenheit hatte, Einblick in das Volksleben zu thun, eine staunenswerte. Man darf sich in keiner Weise einen Boerengeneral als allmächtigen Kommandanten vorstellen. Er ist ein Kommandant im Compromiswege. Seine Stimme gilt mehr, aber lange nicht alles. Der Kriegsrat ist die entscheidende Stelle in allen wichtigen Fragen. Autorität giebt es nicht. Jeder hat das Recht darein zu reden, und der General ist mehr die Firma für den Beschluss, als der Urheber. Joubert z. B. hatte gar keine Macht. Zwar gingen durch ihn die Depeschen, und er ordnete schliesslich alles an, aber das, was andere, wie z. B. Botha oder Lukas Meyer wollten. Nur Cronje genoss ein überwältigendes Vertrauen. Die ganze Armee war unbesoldet, jeder musste sein Pferd, seinen Wagen, wenn er ihn hatte, stellen, nur die Waffen und das Fleisch lieferte die Regierung. Jeder Mann ist wehrpflichtig und muss einrücken, widrigenfalls ihm Prügelstrafe droht. Wer europäische Völker kennt, wird es nicht für möglich halten,

dass unter solchen Bedingungen der geringste Erfolg hat errungen werden können.

Dressler hatte die Schlachten von Elandslaagte und Modderspruit und Dundee mitgemacht.

Bei Elandslaagte hatten die Engländer einen vernichtenden Schlag ausgeführt. Auf der Seite der Boeren waren 750 Mann. Die holländische, die deutsche, die skandinavische Freischar und einige Boeren. Was nicht fiel, wurde gefangen. Der arme Graf Zepplin ritt Hurrah rufend mit einer Reitpeitsche in den Feind. Zwei Bajonettstiche in den Kopf streckten ihn nieder. Oberst Schiel wurde gefangen genommen. Dressler lief 24 Stunden bis Dundee. Zwei Holländer flohen bis Praetoria. Dort riefen ihre haarsträubenden Erzählungen eine solche Panik hervor, dass die Regierung sie einsperren liess, bis sie sich beruhigt hatten. Bei Dundee gings besser. Die Schlacht war am 23. Oktober abends unentschieden geblieben, aber am nächsten Tage hatten sich die Engländer zurückgezogen. Das hob den gesunkenen Mut, die Boeren glaubten wieder an sich selbst. Hierauf folgte die bekannte Nachtaffäre bei Modderspruit am 29. Oktober, wo die Maulesel Reissaus genommen hatten, und die Umzingelung von Lady Smith. Die Kolonne Carlton soll sich schlecht geschlagen haben laut Dresslers Aussage. Nach geringem Widerstand liess sich Oberst Carlton mit 1200 Mann gefangen nehmen. Man kann nicht wissen, was da vorgefallen ist, um zu urteilen. Es mag, in der Finsternis von allen Seiten beschossen, unkundig des Weges, eine Panik ausgebrochen sein. Nach der Gefangennahme ging Oberst Carlton auf Joubert zu mit dem Ansinnen, ihn und seine Leute frei zu lassen gegen die gefangenen Boeren. Joubert lehnte es ab. Carlton erinnerte ihn daran, dass er bereits 1881 bei Amajuba gegen ihn gekämpft hatte, worauf Joubert erwiderte: »Er scheine Unglück zu haben im Kampfe gegen die Boeren!« Hierauf lud er die Offiziere in sein Zelt ein und gab ihnen

zu trinken. Die übrigen Gefangenen, ein Meer von Khakis, lieferten während dieser Zeit die Waffen ab. Dann wurden sie zum Fluss, wie die Schafe zur Tränke getrieben, wo sie aus ihren hohlen Händen Wasser schöpften, um den brennenden Durst zu löschen. Wie beneidete ich damals den jungen Mann um seine Erlebnisse. Wir tranken manches Glas, um die Erinnerungen des Narrators zu beleben.

Dann erschien ein junger Boer von ungefähr 30 Jahren, der von Mafeking kam. Ich lernte ihn kennen. Sein Name war Daily, Advokat in Praetoria, zur Zeit Adjutant General Schneemanns. Ein bildhübscher Bursche mit guten Formen! Dieser Daily erzählte von Mafeking. Während Dressler die englischen Truppen in Natal für sehr schlechte Schützen erklärte, behauptete Daily, dass die Engländer bei Mafeking sehr gut schössen. Dies erklärt sich dadurch, dass Baden-Powells Leute zumeist Afrikaner waren, die ja dieselbe Ausbildung genossen hatten wie die Boeren. Der Krieg bei Mafeking war mehr ein Sport als etwas anderes, und man schoss auf den Feind wie auf jagdbares Wild. Mit der List und Gewandtheit eines Jägers wurde Stück für Stück erlegt. Daily war Pessimist, für ihn mussten die Engländer siegen, früher oder später. —

Spät erst ging ich zu Bett unter dem Eindruck dieser farbenreichen Schilderungen. Ich wohnte im Grand Hôtel und hatte einen charmanten Wirt namens Schlommer, der wehmütig den Krieg beklagte, der sein Geschäft derartig schädigte. Ich war sein einziger Gast. Schlommer verschaffte mir einen Diener, der sich bereit erklärte, mir in den Krieg zu folgen; es war ein Schweizer namens Rösli. Am nächsten Morgen bereits zeitig weckten mich lästige Fliegen auf. Die Sonne schien mit voller Kraft in mein Zimmer und am Marktplatz herrschte reges Leben.

Viele Hundert Pferde, Maulesel und Ochsen standen vor dem Gouvernementsgebäude, um sich ankaufen zu lassen.

Ich ging heut wieder zum Staatssekretär Reitz, um wegen meiner Einreihung zu verhandeln.

Er sagte mir, fremde Offiziere hätten keinen Eintritt ins Boerenheer, weil sie bei der Organisation desselben keinen Nutzen bringen könnten. Jeder Burgher sei sein eigener Offizier. Nichts stünde mir im Wege in den Reihen der Boeren zu kämpfen, Gewehr und Pferd würde mir die Regierung stellen. Ich lehnte ab, indem ich ihm antwortete, dass ich kein Meuchelmörder sei, der aus einem Hinterhalt heraus unschuldige Leute, die mir nie etwas gethan, erschösse. Wir sprachen lange miteinander über die Verhältnisse, und ich staunte über seine Auffassung von Welt und Menschen. Reitz, einer der ehrlichsten Menschen auf Gottes Erdenwelt, mit einem uneigennützigen Feuereifer, war sicherlich der grösste Fanatiker in diesem Lande. Der Hass gegen England glomm in seinem Auge wie lichtes Feuer. Er war ein Dichter, und seine Liebe für Freiheit eine unverfälschte. Aber er hatte alle Doktrinen der ersten Revolution im Blute, er glaubte felsenfest an sie, und scheint die Erfahrungen, die Europa mit diesen Lehren gemacht hat, nicht zu kennen. Uniform, Orden, Disziplin waren Greuel in seinen Augen. Allgemeiner Patriotismus, vollständige Selbstverleugnung, Aufopferung für das Gesamtwohl waren die einzigen Triebfedern in Volksheeren nach seiner Ansicht. Der Genuss von Alkohol, das ewig Weibliche, erweckten seinen tiefen Abscheu. Solch einen echten Puritaner wird es wohl nimmer geben. Er arbeitete rastlos, er schrieb alles selbst, er ordnete alles selbst an, lauter Arbeiten, die bei uns ein Schreiber im Ministerium verrichten würde. Dabei lagen die wichtigsten Dinge sehr im Argen. Alle Kaufleute englischen Ursprungs wurden ausgewiesen, aber Ersatz für sie nicht geschaffen. So kam es, dass durch zwei Monate im ganzen Lande kein Zucker, kein Kaffee zu haben war. Aber trotz alledem leistete dieser fleissige Mann Unglaub-

liches. Seine Ideen über die Hilfsquellen Englands waren geradezu naiv zu nennen. Er hatte keine Ahnung, was dieses grosse und reiche Land an Macht entfalten konnte, und seine Siegeszuversicht grenzte ans Komische. An diesem Tage fand die Schlacht von Colenso statt, am 15. Dezember. Die Aufregung war gross, Depeschen liefen fortwährend ein. Man glaubte, heut sei der Entscheidungstag. Aber trotzdem dieser Tag so wichtig war, eine Niederlage den Untergang bedeutet hätte, blieb Reitz stoisch und ruhig, denn eine Niederlage war für ihn ausgeschlossen.

Gegen Abend kam endlich das erlösende Wort: Sieg! 12 Kanonen genommen, 750 Gefangene, Engländer in die Pfanne gehauen!

Praetoria blieb ruhig wie eine Gruft. Kein Jubel, keine Freude, nichts, was die glückliche Erregung zeigte. Die Boeren sind leidenschaftlose Menschen und, obwohl heiter wie Kinder, nicht zu begeistern. Reitz zeigte mir das Telegramm ohne ein Wort zu sagen, mit einer Handbewegung, die so viel bedeuten sollte: »Sehen Sie, das habe ich vorher gewusst!« Ich muss gestehen, mir hat das imponiert, und ich habe vor diesem fanatischen Diener seines Volkes grossen Respekt gehabt.

Ich ging in die Redaktion der »Volksstem«, um mich nach den näheren Einzelheiten zu erkundigen und lernte dort Dressler senior kennen. Ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, auf dessen Schultern ein Berg von Arbeit lastete. Er wusste auch nicht mehr als die im Gouvernementshaus. Bald darauf kam Krügers Leibarzt Heimann, ein Belgier von Geburt, und ich lernte auch ihn kennen. Dieser war, wie ich später hörte, ein Intimer im Hause des Präsidenten und genoss sein volles Vertrauen. Er forderte mich auf, Krüger zu besuchen und trug sich mir an, mir eine Audienz für den nächsten Tag um 6 Uhr früh zu ver-

schaffen. Nun, das war nicht meine gewöhnliche Visitenstunde, aber andere Länder, andere Sitten — ich nahm an. Dressler erklärte mir, als Interpret zu dienen, weil der Präsident nur holländisch spräche. Um 6 Uhr am nächsten Morgen gings also hinaus in das Häuschen Krügers. Er sass auf seiner kleinen Veranda vor seinem kleinen Haus und rauchte eine qualmende kurze Pfeife. Um ihn herum sassen einige Boeren, nämlich Wollmarans, ein Capo im ausführenden Rat und designierter zukünftiger Präsident, Krügers Sohn Tjart und sein Schwiegersohn Elof. Weiter ein verwundeter Artilleriehauptmann, der bei Dundee einen Schuss in den Fuss erhalten hatte. Krüger, ein alter grauer Mann, mit einem ruppigen Cylinder auf dem Kopf, im Gehrock, der jahrelang nicht gebürstet war, mit ungeheurer, blauer Hornbrille, war bester Laune. Ich wurde ihm vorgestellt, und es dauerte einige Zeit, bis er bei seiner Schwerhörigkeit die Situation erfasste. Aber dann plauderte er sehr gemütlich. Er freute sich über den Sieg bei Colenso, über die vielen Gefangenen und besonders über die Kanonen. »Ja«, sagte er, »die Boeren können schiessen, und das ist alles!«

Dann erzählte er mir, dass er in England war und von der Königin die Freiheit seines Volkes verlangt habe. Er zeigte zum Himmel und wies auf den lieben Gott: »Der, Der da oben macht alles!«

Man brachte mir Kaffee, den ich abschlagen wollte, aber ein mahnender Blick Heimanns liess mich erkennen, dass man trinken müsse, und ich trank. Krüger ist ein seltenes Menschenexemplar. Physisch und geistig ein Hüne. Gross, breit, mit einer ungeheuren Bassstimme, soll er eine aussergewöhnliche Körperkraft besitzen. Seine Extremitäten sind ganz danach, und sein Brustkasten ist imponierend. An der einen Hand fehlt der Daumen. Er soll ihn selbst mit dem Taschenmesser abgeschnitten haben, als sich einmal Spuren von einer Blutvergiftung gezeigt hatten. Trotzdem hält er kräftig

seine schwarze Pfeife und qualmt und spuckt rastlos. Er trinkt nur Wasser und Kaffee. Wein hat er nur ein Mal in seinem Leben getrunken und zwar in Bloemfontein, nach der Unterzeichnung des Bündnisses mit dem Freistaat. Da leerte er ein Glas Champagner und stellte es dann mit einem geekelten Gesicht weg. Krüger hat viele Kinder und 75 Enkelkinder, fast alle männlichen sind zur Zeit im Felde. Seine Frau ist eine geborene Du Plessis, und mir ist sehr leid, sie nicht gesehen zu haben Dem kleinen Häuschen gegenüber ist eine Kirche, in der der Präsident öfters selbst predigt.

Krüger ist nicht im wahren Sinne des Wortes ein Präsident, er ist ein Diktator. Die Verfassung des Transvaalstaates ist die fortgeschrittenste im republikanischen Sinne, und so eine Verfassung verträgt nur einen Diktator, oder es herrscht Anarchie. Bei dieser Gelegenheit will ich die höchst interessante Verfassung besprechen. An Stelle eines Ministeriums tritt hier der ausführende Rat. Er wird so, wie der Präsident selbst, vom Volke gewählt und besteht aus 6 Mitgliedern. Jeder einzelne von diesen hat sein Departement. Der Staatssekretär Reitz verwaltet das Innere und stellt die Arbeitskraft dar. Wollmarans, der später als Mitglied der Friedenskommission fungierte, hatte als Stimme das grösste Gewicht nach Krüger, und man bezeichnete ihn allgemein als den zukünftigen Präsidenten, Joubert als Oberkommandierender, weiter Cronje, der General, als Superintendent der Eingeborenen. Weiter gehörten dem ausführenden Rat S. M. Burger und S. H. M. Koch an, der während des Krieges gestorben ist. Letzter verwaltete, wenn ich nicht irre, die Rechtspflege. Der ausführende Rat stellt die Blüte des Volkes an Ansehen dar und verfügt über alle Machtmittel. Verantwortlich ist derselbe dem ersten Volksrat, dem eigentlichen Parlament, welches aber vollkommen vom ausführenden Rat geleitet wurde. Die Opposition war beinah

Null, denn nur wenige wagten es, von Reformen zu lispeln. Die Reaktionären und Nationalen hatten eine erdrückende Majorität. Weiter gab es noch einen zweiten Volksrat, aber dieser hatte einen eng umschriebenen Wirkungskreis, und seine Entschlüsse mussten ausserdem, wenn auch nur en bloc, vom ersten Volksrat genehmigt werden. Gewählt wurde genügend in diesem Lande, und man kann sagen, dass hier der Parlamentarismus seinen Höhepunkt erreicht hat, aber seinen Ausdruck konnte er nicht finden, weil die Allmacht Krügers keinen Widerstand kannte und vertrug. Hierzu mag man ein Analogon in Bismarck finden.

Wahlberechtigt war jeder Vollbürger. Unwillkürlich muss man sich fragen, aus welcher Quelle Krügers Macht floss, und ich glaube, sie gefunden zu haben. Die Regierung, und in diesem Falle der Präsident, verfügte über sehr viele Farmen, die Staatsbesitz waren und die unentgeltlich nicht besitzenden Burghern zur Bewirtschaftung gegeben wurden. Solche Farmen unterschieden sich nach Grösse und Ergiebigkeit. Wenn jemand wenig Vieh besass, erhielt er eine kleine und stieg so auf, je grösser sein Viehstand wurde. Es ist begreiflich, dass Familienväter sich mit den Machthabern gut stellten, um ihre Nachgeborenen versorgen zu können.

Weiter besass die Regierung das Recht, was immer zu kommandieren, Pferde, Wagen, Ochsen, Maulesel, Neger, wenn es notwendig war. So eine Kommandierung traf jeden hart, und so mussten natürlich die Missliebigen in erster Reihe herhalten.

Abgesehen von allen diesen materiellen Dingen, übte Krüger durch sein boerisches Idealwesen einen grossen Zauber auf die Leute aus und genoss ein unumschränktes Vertrauen. Wobei anzumerken ist, dass der Boer eine gehorsame Natur ist, die sich gegen rechtmässige Obere nie auflehnt. Für

ihn gilt der Satz aus der heiligen Schrift: »Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn Willen.«

»Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht dem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen!«

So, und nur so war es möglich, dass dieses Land ohne Polizei, ohne Gensdarmen und ohne Militär hat regiert werden können. Es werden Gesetze erlassen, aber niemand sieht nach, ob sie gehalten werden, denn das versteht sich von selbst.

Und ich kann sagen, dass ich ein von Natur gehorsameres Volk nie gesehen habe. Dies wird sich ändern. Wenn nicht die Gewohnheit zu gehorchen, helfen sollte, werden die Boeren fremden Beamten nur durch Gewalt gezwungen folgen. — An Beamten ist Transvaal nicht reich. Mit Ausnahme der in den Ministerien Angestellten und den Richtern sind nur die Landdroste und ihre Gehilfen. Der Landdrost ist, was bei uns ein Bezirkshauptmann, in Frankreich ein Präfekt ist. Meist sind es Ausländer und zwar Holländer, aber auch viele Burghers, die in Kapstadt studiert haben. So ein Landdrost versieht alle Funktionen in seinem Kreis, und ist der angesehenste Mann. Alle, die ich Gelegenheit kennen zu lernen hatte, sind pflichttreue, tüchtige Leute. — Die Gerichtspflege ist eine geradezu musterhafte zu nennen. Die Oberrichter in Praetoria sind Holländer und beziehen 1000 £ jährlich. Der erste Richter war ein junger Mann und genoss ein sehr grosses Vertrauen. Ich muss sagen, dass der ganze Regierungsapparat, soweit er die holländische Race angeht, ein musterhafter zu nennen war.

Von Bedeutung ist die Stellung der Neger in Transvaal. Während diese in der Kolonie der Weissen paritätisch be-

handelt werden und sogar das Wahlrecht besitzen, haben sie in Transvaal eine Ausnahmestellung. Der Neger darf nicht am Trottoir gehen, er muss jeden Weissen grüssen, er darf nach 9 Uhr sein Domizil nicht verlassen, kein Wirt darf ihm bei schwerer Strafe Alkohol verkaufen. Da die Farmen sehr weit von den Städten zerstreut liegen, so steht dem Boer eine Art stillschweigend anerkannten Rechts zu, seinen Schwarzen zu bestrafen. Er thut es nie im Affekt. Wenn der Neger etwas anstellt, wird ihm bedeutet, am nächsten Tage um eine bestimmte Stunde zu erscheinen. Hierauf wird er an den Wagen gebunden, der Hosenriemen feucht gemacht und ihm die diktierte Anzahl von Hieben appliziert. Der Neger nimmt das mit grosser Ergebung hin, wenn auch oft das Blut ihm vom Rücken rinnt und legt einen Ehrgeiz hinein, nicht zu schreien und kein Zeichen des Schmerzes zu geben. Diese Züchtigungsmethode ist eine unbedingte Notwendigkeit für den Farmer, da er sonst seine Autorität nicht aufrecht erhalten könnte. Stellen die Neger in der Kolonie eine Landplage dar, so sind sie in Transvaal sehr brauchbare und anstellige Menschen, was nur den praktischen Gesetzen zu danken ist. Überhaupt bewegt sich die ganze Boerengesetzgebung auf praktischem Boden und ist frei von Überlieferungen römischer, altgermanischer oder gallischer Gesetzbücher. Aufgefallen ist mir zum Beispiel ein Gesetz, welches alle Farmer zwingt, gewisse Unkrautgattungen auszumerzen, und wenn auf einer Farm so ein Exemplar gefunden wird, verfällt der Besitzer einer Geldstrafe.

Nützliche Tiere, wie der Schlangenadler und der Aasgeier, sind geschützt und wer einen solchen Vogel schiesst, büsst es mit einer Geldstrafe von 10 £.'

Die Religion spielt in diesem Lande die hervorragendste Rolle. Das Buch der Bücher ist die Bibel und, was mir besonders auffiel, das alte Testament. Jeder kann lesen und die allermeisten recht gut schreiben, sie lernen dies zu Haus

von ihren Eltern. Das weibliche Element versteht auch eine Art Orgel zu spielen. Der Gesang wird sehr fleissig geübt und im Gesang gipfelt der Gottesdienst. In der strengen Befolgung ihrer Lehre gehen die Leute soweit, dass das Unschuldigste ihnen bereits als Profanation gilt. So erzählte mir ein Herr, dass er bei einem Jagdausflug auf einer Farm, sich einmal an ein Harmonium gesetzt und einen Walzer intoniert habe. Gleich kam der Besitzer hinzu und wies ihn mit Strenge zurecht, dass er das Spielen solcher Musik in seinem Hause nicht dulde.

Das Typische an dem Volk ist die Zähigkeit, mit welcher es an seinen Gewohnheiten und Sitten festhält, und wie sehr es diese für die einzig richtigen hält.

Um wieder auf Krüger zurückzukommen, so kursieren über ihn mannigfache Anekdoten. So erzählte man mir, dass er im Jahre 1881 in London war. Dort erst hatte er die Institution der Nachthemden kennen gelernt. Er brachte ein Dutzend solcher mit. Früher pflegte er sich in Hosen zn Bette zu legen. Als nun seine Frau ihn im Nachthemd sah, erschrack sie dermassen, dass er zu seiner alten Sitte wieder zurückkehren musste. Krügers Haupttoilette besteht im Aufsetzen und Ablegen seines Cylinders, in welchem er die Distinction seiner Würde zu sehen glaubt. Abends legt er ihn ab, und seine erste Handlung beim Aufstehen ist, ihn wieder aufzusetzen.

Für Waschung und Säuberung bleibt wenig Zeit übrig. Im Augenblick meines Besuches litt der alte Mann an einem Augenleiden, und zwar wuchsen die Wimpern ins Auge hinein, was ihm grosse Schmerzen verursachte. Heimann behandelte ihn täglich, ohne bisher einen grossen Erfolg zu erzielen.

Nachdem ich bis 7 Uhr beim Präsidenten geweilt hatte, fuhr ich in Begleitung seines Sohnes, Dr. Heimanns und

Dresslers auf die Bahn, wo ein grosser Gefangenentransport ankommen sollte. Viele Leute hatten sich dort versammelt. Die Gefangenen kamen von Colenso, wo am 15. die grosse Schlacht geschlagen worden war.

Bald fuhr der Zug ein. Man schloss den Perron vor der Menge ab, und nur uns wurde der Zutritt gestattet.

Ein langer Zug brauste heran und hielt. Die ersten Wagen mit Coupés erster Klasse enthielten Offiziere, dann kamen Viehwagen mit der Mannschaft. Die armen Leute waren 48 Stunden bei dieser Hitze dort eingepfercht gewesen. Die Offiziere sassen in ihren Abteilen traurig und gedemütigt. Mir blutete das Herz bei ihrem Anblick. Die Boeren behandelten sie respektvoll, und ich war erbaut über den Takt, den sie an den Tag legten.

Die Offiziere konnten aussteigen und sich zum Abmarsch bereit machen. Ein Oberst, namens Bullock, eine martialische Soldatenerscheinung, hatte seinen Kopf fast ganz verbunden. Auf mein Befragen wurde mir folgende Antwort zu teil: »Als sein Regiment ganz dezimiert und umzingelt sich ergeben hatte, weigerte er sich, einen Revolver in der Hand, die Waffen abzuliefern. Ein Kolbenschlag von rückwärts streckte ihn zu Boden. Als er aber dann noch zu schiessen drohte, traf ihn ein zweiter Schlag am Kopf, sodass er die Besinnung verlor, worauf ihm die Waffen abgenommen wurden.« Ich kann gar nicht sagen, welche Bewunderung ich für diesen Mann hegte. Überhaupt, wenn man diese Offiziere sah und dachte, welche fürchterlichen Gefahren sie überstanden hatten, um dann, nachdem so viele gefallen, so zu enden, standen einem die Thränen näher als alles andere. Ein Major ging von Wagen zu Wagen um seine Mannschaft abzuzählen und sie zu übergeben. Als er ihnen mit zitternder Stimme zugerufen hatte: »Lebt wohl, Burschen!« kommandierte er »Marsch!« und die Offiziere setzten sich unter Eskorte in Bewegung. Zwei von ihnen, Freiwillige

wurden in Arrest geführt, weil es sich herausstellte, dass sie Unterthanen der Transvaalrepublik waren.

Denselben Tag lernte ich einen sehr netten Österreicher, Baron Kellersperg, kennen und dinierte mit ihm und dem italienischen Konsul Baron Morpurgo.

Am 18., am nächsten Tage, waren meine Einkäufe beendet, mein Zelt fertig, auf das ich so lange warten musste und nichts stand meiner Abreise im Wege. Noch nahm ich an dem Leichenbegängnis eines deutschen Arztes teil, der bei Lady Smith gefallen war, und der mit 6 Schimmeln auf einer Kanone zu Grabe geführt wurde.

Die Feierlichkeit war imposant und trug Boerenkolorit.

Um 12 Uhr fuhr ich nach Blomfontein. Viele Leute fanden sich zum Abschied am Bahnhof ein, und der italienische Konsul, der ein Menschenkenner zu sein scheint, brachte mir eine Flasche Pommery extra dry mit. Mit meinem Zug fuhren viele Boeren, und alle Koupes waren gesteckt voll. Es herrschte eine Hitze, dass der Schweiss in Bächen von der Stirn herablief. Sechs Boeren sassen in meinem Koupe und spukten mir rastlos über die Füsse, sodass ich viel zu thun hatte, immer auszuweichen. Der Schaffner des Zuges hatte sich meines Kissens bemächtigt und schnarchte stundenlang darauf. Die Boeren meiner Umgebung waren kreuzbrave Leute, sie boten mir alles an, was sie hatten, Äpfel, Milch, Brot etc. Bei ihnen gilt alles als Gemeingut, und es kommt nicht vor, dass einer etwas ässe oder tränke, ohne es allen anzubieten. Ich hatte etwas Chokolade mit und gab es ihnen, was sie als sehr lecker bezeichneten. Am Abend hielt der Zug und fuhr erst am nächsten Tage weiter.

Erst gegen Abend am 20. kam ich in Bloemfontein an.

IV. Kapitel.

Bloemfontain und Jakobsdaal.

Der Zufall führte mich in das Freistaat-Hotel, wo ein alter Mann vor der Thüre stand. Dieser erkannte mich sofort. Es war der Besitzer des Hotels, Namens Stock, der im Jahre 1896 mit mir auf dem »Normann« nach Europa gefahren war.

Er gab mir gleich sein bestes Zimmer und versprach mir bei allem behilflich zu sein. Nach dem Essen sandte er um den deutschen Konsul Dr. Stollreiter, einen Bayer aus Augsburg, der mir seine Dienste anbot. Das war ein prächtiger, gemütlicher Mann, dem ich zu unendlichem Dank verpflichtet bin.

Da ich Wagen, Esel und Pferde brauchte, so lief er sich den nächsten Tag die Füsse wund, um sie mir zu verschaffen. Es war nicht leicht, denn der Krieg hatte alles verschlungen. Aber Dr. Stollreiter ruhte nicht, und es gelang ihm, mich in wenigen Tagen auszurüsten. So war ich gezwungen, Weihnachten hier zuzubringen. Die Hitze in Bloemfontein erreichte eine derartige Höhe, dass ich sie kaum ertragen konnte. Ich ging nicht, ich wankte über den Marktplatz zum Klub, wo es wenigstens etwas zu trinken gab, wenn es auch recht warm war.

Schon am Tage nach meiner Ankunft hatte ich eine Begegnung mit dem hiesigen Landdrost Pappenfuss, der zweifellos der charmanteste Boer war, dem ich begegnet bin. So angenehme Formen und so gute Manieren hatte ich hier nicht

erwartet. Pappenfuss führte mich zum Präsidenten Stein, wo auch ein Herr Fischer zugegen war, der dann die Friedenskommission nach Europa leitete.

Stein ist ein feiner Mann, ein Europäer mit einem sehr klugen markanten Gesicht, das ein grosser, wohlgepflegter Bart umrahmt. Ein Muster der Lauterkeit, Offenheit und ein Boerenpräsident par excellence.

Er ist kein Diktator, sondern ein milder, verfassungsmässiger Republikaner. Auch hat er nicht so leichtes Spiel wie Krüger. Wenn der Freistaat ähnliche staatliche Institutionen hat wie Transvaal, so ist doch sein Volk ganz verschieden. Der Oranjeboer steht in Bildung und Gesittung höher als der Transvaalboer. Die Nähe der Kolonie hat ihren Einfluss ausgeübt und die Bourgeoisie von Bloemfontein ist weit fortgeschrittener als die von Praetoria. Das Land hat auch bisher keine solche schroffe Parteistellung gegen die Uitländer genommen wie Transvaal, und das Kontingent englischer Staatsangehöriger und Angestellter ist sehr gross.

Der Freistaat hat bisher mit England sich sehr gut vertragen, und der augenblickliche Zustand war ein rein künstlicher. Der Freistaat ist sehr arm, und seine Beamten sind viel schlechter bezahlt als die von Transvaal, aber sie übertreffen diese an Bildung. Stein konnte nicht diese diktatorische Rolle spielen wie Krüger, weil die Notwehr nicht vorhanden war, weil die Majorität im Volksrat keine so gefügige und einheitliche war und weil das Bedürfnis zu einer Diktatur nicht existierte.

Aber Stein genoss das Vertrauen seiner Mitbürger fast mehr als Krüger, denn er war kein König des Nepotismus wie jener, und seine Hände waren rein wie Krystall.

Er empfing mich sehr freundlich und ich blieb mehr als eine Stunde bei ihm. Die Frage, die mich am meisten interessierte, war die Auffassung der massgebenden Männer von der Zukunft. Schon in Praetoria versuchte ich überall

die Ziele zu entdecken, welche sich die Boeren gesteckt hatten.

Dort gab es keine klaren Ziele, nur Nebel von spanischen Schlössern, und jeder hatte eine andere Meinung. Die Presse plädierte für die Vereinigten Staaten von Süd-Afrika, also für dasselbe, was Rhodes wollte, nur unter anderer Flagge. Krüger selbst wollte nur Natal mit dem Hafen Durban. Andere wollten gar keinen Landeszuwachs, nur die eigene Unabhängigkeit. Soweit die Ziele Transvaals, wo man mehr auf die Ausbeutung der Goldminen sann als auf irgend etwas anderes. In Wirklichkeit hielten die Boeren die Minen noch immer für ihr Eigentum, das ihnen abgeschwindelt worden war, und hofften eine Art Verstaatlichung der Goldindustrie durchsetzen zu können. Die Freistaater waren arm, nur kärglich fristeten sie ihr fiskalisches Dasein, daher ihr nächstes Ziel die Annektion der Diamantfelder bildete; es schwebten ihnen in diesem Kriege erreichbare Wünsche vor Augen, nämlich die Wiederherstellung der alten Landesgrenzen, sodass Kimberley zum Freistaat geschlagen würde.

Nach all den glücklichen Affären war ihnen der Kamm geschwollen, das Selbstbewusstsein gehoben, aber Stein schien nicht vom endgiltigen Erfolg überzeugt.

Er schien das Bedürfnis zu haben, sich für die Teilnahme am Kriege zu entschuldigen, und erklärte mir, der Freistaat habe darum die Waffen ergriffen, weil sonst England kurzer Hand die Annektion in jedem Falle vorgenommen hätte. Man hatte Karten gefunden, die das zukünftige Süd-Afrika vorstellten, wo die Oranje-Republik der Kolonie einverleibt erschien und Pläne, welche den Durchmarsch der englischen Truppen durch den Freistaat darstellten.

Dr. Leyds war es gelungen aus dem englischen Kriegsministerium den vollständigen Truppenaufmarsch sich zu verschaffen und in diesem, der vom Jahre 1896 stammte, sollte

eben die Hauptmacht über Bloemfontein in Transvaal einmarschieren. Diese Thatsache hat Stein am meisten bei seiner Entschliessung beeinflusst.

Bei der Einnahme von Dundee hat man weitere Bestätigungen dieser Thatsache gefunden.

Stein sagte, dass die holländische Bewegung alle Herzen erfasst hätte, in ganz Süd-Afrika, und dass sein Volk die Engländer nicht minder hasse wie die Transvaaler es thäten.

Der Herd der Bewegung sei in Kapstadt und die Kolonie sei noch weit englisch-feindlicher als der Freistaat selbst. Das englische Joch erscheine leicht, sei aber unerträglich, denn die englische Politik beute das Land unbarmherzig aus. Nicht nur die Boeren, alle nicht englischen Fremden stünden nun Schulter an Schulter gegen die Bedrücker. Uebrigens, fügte er hinzu, ein verlorener Krieg sei noch lange nicht die verlorene Sache. Süd-Afrika werde nie englisch werden. Er selbst sei kein Feind Englands, aber in erster Linie ein Boer. Auch verwies er mich auf den Umstand, dass im Freistaat während des Krieges keine so drakonischen Massregeln gegen ansässige Engländer erlassen würden wie in Transvaal, wo man sie alle erbarmungslos ausweise.

Der Schwerpunkt seiner Ansicht lag darin, dass die Zeit zum Bunde der gesamten Staaten Süd-Afrikas noch nicht gekommen sei. Dazu bedürfe es noch einer weiteren Entwicklung. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit sei noch nicht allgemein und noch nicht gefestigt. Dieser Krieg würde aber die lose Organisation des Afrikanderbundes stärken, und er zweifelte nicht an dem endgiltigen Erfolg, wie auch der Krieg ausfalle.

Präsident Stein verdient die allgemeine Sympathie, wie sie einem rechtschaffenen Mann und warmen Patrioten gezollt werden muss. Ich fürchte aber, dass er vom schlauen Ohm Paul etwas über den Löffel barbiert wurde. Eines steht fest,

dass der Freistaat so wenig an einen Krieg mit England dachte, wie die Schweiz an einen Krieg mit Frankreich, denn es waren keine Gewehre, keine Kanonen, keine Munition vorhanden. Erst in elfter Stunde wurden Bestellungen für all das gemacht, und das Wenigste ist angekommen.

Ob Krüger gut daran gethan hatte, den Freistaat mit in den Krieg zu ziehen? Wenn wirklich Beweise vorhanden waren, dass England die Neutralität der Oranje-Republik nicht respektieren würde, ja, dann gewiss. Ich kann aber nicht glauben, dass England sich über das Völkerrecht hinweggesetzt hätte.

Im Falle der Freistaat als neutral respektiert worden wäre, hätten die Engländer nur über Natal nach Transvaal eindringen können, und dann wäre der Krieg vielleicht nie beendet worden. Die Transvaaler hätten auch in diesem Falle Kimberley belagert, die Eisenbahn zerstört und es den Engländern unmöglich gemacht, von dieser Seite einzudringen. Auch hätten viele Freistaat-Boeren zu den Transvaalern stossen können, ohne dadurch den Schein der Neutralität zu brechen.

Dies wusste Onkel Paul wohl, aber er hatte einen viel grösseren Hintergedanken. Der Anschluss des Freistaates sollte den Anfang zum Anschluss aller Afrikander der Kolonie bilden. Dieser blieb aber aus oder, besser gesagt, war nur ein minimaler. Der Grund, warum die Kolonieholländer zögerten sich anzuschliessen, lag in der falschen Taktik der Boeren. Statt unmittelbar nach der Kriegserklärung so weit in der Kolonie vorzudringen, wie nur möglich, verloren sie die kostbare Zeit mit kindischen Belagerungen und gestatteten den Engländern sich zu verstärken. Wie man so handeln konnte, muss jedem denkenden Menschen ein Rätsel bleiben.

Krüger hatte auch mit einer Niederlage gerechnet, aber diese war für ihn nicht das Ende seiner Überlegung. Er

sagte sich, dass ein besiegter Freistaat, über den die Greuel des Krieges ergangen seien, bis zum letzten Blutstropfen ein guter Bundesgenosse der Boerensache sein und bleiben werde.

Darüber kann es keinen Zweifel geben, Süd-Afrika wird nur mehr occupirt englisch bleiben. Der Krieg wird in Permanenz erklärt werden müssen.

Als ich das Gouvernementsgebäude verliess, stand draussen ein Mann mit einer tiefen Narbe, in die man einen Finger bequem legen konnte, über dem linken Auge. Pappenfuss, der mich begleitete, redete ihn an und es stellte sich heraus, dass dieser Mann bei Modderspruite verwundet worden war und erst jetzt das Spital verliess. Er erzählte, dass er die Granate etwa 50 Schritt weit platzen sah und erst nach einigen Sekunden ohnmächtig umfiel. Nach acht bewusstlosen Tagen fing er wieder an sich zurecht zu finden. Ich ging dann in den Klub, um mit dem Landdrost ein Gläschen zu trinken. Dort waren viele Bloemfonteiner zugegen, die den Morningcup zu sich nahmen. Ich lernte sie kennen und sprach lange mit ihnen. Alles jubelte und zeigte sich siegessicher. Die meisten waren deutsche Kaufleute und freuten sich sehr, einen Landsmann aus Europa zu begrüssen.

An der Tafel im Freistaat-Hotel machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Vjhura, eines Schlesiers, der in der Umgebung eine Brennerei und eine Farm hatte. Dieser alte Herr war ein reizender geistreicher Mann, der aber auf die Boeren nicht gut zu sprechen war, denn ihm war dies passiert. Als er nach Bloemfontein kam mit der Absicht eine Brennerei zu errichten, versicherte er sich zuerst des zollfreien Imports nach Transvaal bei der dortigen Regierung. Als aber die Brennerei im Gange, verweigerte ihm die Transvaaler Regierung die Einlösung der Zusage ohne jede Motivierung. So blieb ihm für Jahre das beste Absatzgebiet verschlossen. Nun aber seit dem Ausbruch des Krieges jeder Alkokol verboten war, florierte sein Absatz wie nie

zuvor, weil der Import aufgehoben war, und alle Leute auf sein Fabrikat angewiesen blieben. Gut war es nicht und man konnte diesen Whisky schwer von Terpentin unterscheiden. »Möge der Krieg ewig dauern, sagte er, dann werde ich auf meine Kosten kommen.«

Weihnachten verlief traurig. Meine einzige Zerstreuung bestand darin, Ansichtskarten zu schreiben. Das Tagebuch, woran ich fleissig gearbeitet, wurde mir von den Boeren unterschlagen, sodass ich alles von Praetoria an nur aus dem Gedächtnis niederschreiben muss. Nur vom 2. Februar an habe ich meine Aufzeichnungen gerettet.

Am 27. hatte Stollreiter endlich alles beisammen. Die grösste Schwierigkeit hatte ihm die Beschaffung der Geschirre bereitet. Zwei Wagen, 14 Maulesel, vier Neger und ein Reitpferd standen bereit. Ich musste ein Sündengeld für alles das bezahlen und eine zahllose Menge von Kleinigkeiten noch beschaffen, die er als Landeskundiger für unbedingt notwendig hielt. Ich habe ihn damals verwünscht, aber später unzählige Male gesegnet. Wo wäre ich ohne den Konsul hingekommen.

Um 12 Uhr gegen Mittag brach ich auf. Mein Brauner, ein ausgezeichneter Halbblüter, bäumte sich auf und bockte wie ein übermütiges Reh, die Maulesel galoppierten zur Stadt hinaus. Es war ein furchtbar heisser Tag, und der Schweiss quoll nur so aus meinen Poren.

Ich galoppierte den ausgefahrenen Geleisen entlang, die, wie man mir sagte, zum Ziele führten, denn hier fuhren alle Transportwagen zu der Front. Erst um 3 Uhr machte ich unter dem einzigen Baum, der sich mir bisher gezeigt hatte, halt.

Ich war wirklich glücklich. Schön, wunderschön lag dieses freie, von Tafelbergen umrahmte Land vor mir, und diese Berge hingen in der Luft blau und nebelumgraut. Weithin zitterte die Luft über das Gerölle und den rötlich-

gelben Sand, so rein, so frei, dass jeder Atemzug eine Wonne war. Und ich jagte dahin mitten durch diese menschenleere Gotteswelt, die Brust voll von Hoffnung, voll von zukünftigem Ruhm. Weit hinter mir lag das Reich der Sorge, ihre Flügel konnten meinem Flug nicht folgen. Sie, die graue, dürre Eule schien müde geworden, in dem Ozean ertrunken zu sein. Und die Sonne lachte mit breiten, goldenen Backen in das musselinfeine Blau des Himmels, der wolkenfrei wie der nackte Leib einer jungfräulichen Göttin sich übers Firmament hinausstreckte.

Nur noch so einen Tag des Glücks, der Hoffnung und der reinen Freude!

Erst bei Nacht machte ich halt, um meinen Wagen zu erwarten. Es dauerte bis 11 Uhr abends, ehe der eine meiner Wagen, der 8 Maulesel vorgespannt hatte, mich einholte. Unter Verwünschungen, Flüchen und Schimpfworten aller Art, unter weithin hörbaren Peitschenhieben näherte sich knarrend mein Privatwagen, auf dem mein Diener Josef Rösli und meine engere Bagage aufgeladen war. Einer der Schwarzen, namens Scott, teilte mir mit, dass eine Farm in unmittelbarer Nähe sei, und so brachen wir auf, sie zu suchen.

Die Nacht war so pechschwarz, dass man einen Neger für eine Glühlampe hätte halten können, der Weg so schlecht, dass wir alle tastend zu Fuss gingen.

Endlich stiessen wir auf einen Drahtzaun, der den Weg versperrte, und Scott erklärte, dass wir angekommen seien. Er ging nun in die Einzäunung hinein und verschwand im Dunkeln. Da kamen einzelne Ochsen fauchend daher und dann eine ganze Herde. Es war recht unheimlich, doch stellte sich heraus, dass diese Tiere mehr Angst hatten als wir. Es dauerte kaum 10 Minuten, da kam Skott mit einem alten Mann daher, der eine Laterne trug. Es war der Besitzer der Farm, der mir die Hand reichte und auf holländisch mich begrüsste. Wir betraten die Farm,

wo wir bewirtet wurden. Dies war die erste Farm, die ich sah.

Ein kleines sauberes Heim mit einigen Wohnräumen, darunter ein nettes Gastzimmer. Vier Boeren sassen um den grossen Tisch des Speisezimmers und die alte Frau des Farmers, während zwei Töchter bedienten. Diese vier Boeren hatten den Alten begleitet und waren auch erst heute spät abends von der Front angelangt. Nach einem kurzen Tischgebet begann die Mahlzeit. Kaltes Schaffleisch und Milch, dazu recht gutes Brod. Mir schmeckte dieses Abendbrot besser als das feinste Diner bei Paillard in Paris.

Nach dem Essen zog ich mich in meinen Reisewagen zurück und schlief köstlich bis zum frühen Morgen. Als eben die Sonne ihre ersten neugierigen Strahlen aussandte, summten die Fliegen mit solcher Dreistigkeit um mein Antlitz, dass an Schlafen nicht mehr zu denken war. Auch die Boeren waren bereits wach, und der alte Farmer mit einem grossen grauen Bart lud mich zum Frühstück ein.

Erst jetzt konnte ich die Farm bei Tag besehen, und ich muss gestehen, sie war sehr freundlich. Die beiden Töchter, nicht sehr schön, aber damit beschäftigt allen Wünschen zu entsprechen, bedienten mich mit heiliger Scham und Scheu.

Ich bekam kaltes Fleisch, Milch, Butter und Jam.

Man glaubt bei uns daheim, diese Bauern seien halbe Wilde und doch kann ich nur sagen, dass sie unseren Bauern an Kultur weit voran sind.

Der alte Farmer zeigte mir dann seinen Besitz und seine Herden. Er hatte 12000 Morgen Weideland, 500 Schafe und über 200 Stück Hornvieh, für dortige Verhältnisse wenig.

Vor dem Hause stand ein einziger Apfelbaum, und der trug einen grossen runden Apfel. Mit Stolz zeigte er mir diese herrliche Frucht und erzählte mir, wie oft der Baum habe begossen werden müssen. An der Stelle, wo die Quelle

hervorquoll, standen einige Eucalyptus, die er gepflanzt hatte, sonst war alles nur von Haide bewachsen, dieselbe, die den ganzen Freistaat bedeckt und dem Vieh zur Weide dient. Als ich ihn und seine Familie photographierte, strich er sich seine Haare zurecht und stellte sich martialisch vor die Thür seines Hauses. Und als ich Abschied nahm, führte er mich abermals zu dem Apfelbaum, riss nach kurzem Seelenkampfe den lachenden Apfel ab und überreichte ihn mir. Ich gab ihm dafür eine grosse Havannazigarre und ritt erbaut und gerührt von dannen.

Erst gegen Abend erreichte ich Pietersburg, wo ich in einem kleinen Wirtshaus abstieg. Hier konnte ich sogar ein Bad nehmen. Spät in der Nacht langten meine beiden Wagen an.

Pietersburg ist ein sehr kleiner Ort, vielleicht 20 Häuser mit einer Kirche und Schule. Die Frau meines Wirtes war eine Engländerin, er selbst ein Deutscher, der, hochgradig phtisisch, hierher ausgewandert war. Die Stimmung war eher engländerfreundlich, und ich kann nicht behaupten, dass die Wirtsleute höflich waren. Ich musste einen ganzen Tag rasten, weil meine Esel so müde waren. Als ich mich verabschiedete, überraschte mich eine Rechnung von 5 L. 10 sh. also 70 fl. für einen Tag recht mässiger Verpflegung.

Ich sandte meine Wagen um 4 Uhr früh weg und folgte um 10 Uhr nach. Um 2 Uhr machte ich bei einer Farm halt, die die Mitte des Weges nach Jakobsdaal sein soll, um meine Wagen, die ich überholt hatte, abzuwarten.

Aber meine Wagen kamen nicht. Die Hitze hatte eine derartige Intensität erreicht, dass ich in meiner Verzweiflung nicht wusste, was ich machen sollte. Die Nacht brach an und noch immer nichts. Ein Boer, der den Weg geritten kam, hatte keinen Wagen angetroffen. Ich war sehr erschreckt, denn was sollte aus mir ohne jede Bagage werden? Ich war gezwungen, hier zu übernachten. In einer Speisekammer

wurde mein Lager bereitet, und kaum hatte ich meine totmüden Glieder ausgestreckt und das Lämpchen ausgelöscht, als das Zimmer lebendig wurde. Ich versuchte umsonst Lärm zu machen, das Nagen und Trippeln der Mäuse verstummte nicht. Ich musste mich anziehen und unter Gottes freier Natur mich ausschlafen. Meine Wirtin, eine junge Boerin, war darüber etwas beleidigt. Als ich aufwachte, war von meinen Wagen noch immer keine Spur. Nun aber ritt ich nach Jakobsdaal weiter.

Bald nachdem ich die Farm verlassen hatte, erreichte ich den Modderriver, der seine träge Flut in einem tiefen, von Weiden bewachsenen Bett wälzte. Am Ufer entlang galoppierte ich im Sande dahin bei einer unerträglichen Sonnenhitze. Zu Mittag erschien vor meinen Augen der erste Anblick eines Lagers. Weisse Zelte schimmerten am Fluss entlang, für mich die ersten Anzeichen des lebendigen Krieges. Ich ritt zu den Zelten und wurde mit dem allergrössten Misstrauen empfangen. Erst nach längerer Erklärung wurde mir der Weg gewiesen. Ich verliess den Fluss und ritt nun über ein Plateau wieder durch eine wüste Steppe, die sich vor mir bis ins Unendliche hinstreckte. Nur am Horizont hingen am Himmel Hügel in einer langen Kette wie grosse buschige Bäume. Diese Täuschung ist eine immerwiederkehrende Luftspiegelung. Mein armes Pferd Pandigo fing bereits an sehr müde zu werden. Es war ein braves Ross, aber bei dieser Hitze wollte ihm der stundenlange Galopp nicht munden. Vor mir war auf Meilen kein Ort zu sehen und doch musste Jakobsdaal schon nahe sein. Vielleicht hatte ich eine falsche Richtung eingeschlagen. Ich ritt tapfer weiter, bis ich einem Schwarzen zu Pferde begegnete, den ich anhielt und frug. Der Schwarze zeigte mir nicht weiter als höchstens eine halbe Stunde Weges eine glänzende Fläche. Das sei das Dach der Kirche und dahinter liege Jakobsdaal. Vor mir, halben Weges nach dem

glänzenden Dach, breitete sich ein grosser breiter Wasserspiegel aus. Das war merkwürdig, hier mitten in dieser trockenen Wüste ein See. Und mitten in den See hinein führte der Weg. Bald wurde ich gewahr, dass es eine Fatamorgana war, wie ich sie später fast täglich von meinem Zelt aus beobachten konnte. Um 2 Uhr nachmittags traf ich in Jakobsdaal ein. In einer Mulde war das kleine Städtchen friedlich und lieblich gebettet, vielleicht 50 Häuser im grossen Kreise um eine Kirche. Gleich bei meiner Ankunft fand ich Diener und Wagen, die einen anderen Weg genommen und auch erst kurz vor mir angekommen waren. Ich eilte ins Gasthaus, wo um einen langen Tisch viele Leute sassen und assen. Meine Ankunft war bereits signalisiert, sodass ich bald mit allen Herren bekannt wurde.

Anwesend waren hier der Landdrost, sein Gehilfe, der Postmeister, ein Mann von 21 Jahren, ein Tierarzt, Württemberger von Geburt, Depeschenreiter, General Delarey, General de Wett, Zeitungsreporter, vielleicht im ganzen 20 Personen.

Bevor ich irgend etwas sah und hörte, goss ich Glas um Glas Wasser in meine brennende Kehle. Dann warf ich mich auf einen Schöpsenbraten.

Am Marktplatz begann ein reges Leben. Reiter sprengten von allen Seiten heran, das Gewehr in der Hand und am Oberschenkel gestützt. Die beiden Generäle und der Oberrichter von Bloemfontein, Herzog, weiter ein Herr Bilse, ein Assekuranzbeamter und noch dazugekommene Feldkornets zogen sich in ein kleines Nebenzimmer zurück und hielten eine geräuschvolle Beratung. Als sie zu Ende war, teilte mir Bilse mit, dass es sich um eine nächtliche Attaque auf die Eisenbahn im Rücken des Feindes handele.

Man wollte einen Zug in die Luft sprengen. Ich verlangte gleich diese Sache mitzumachen, was mir aber vom General Delarey anfangs verweigert wurde. Dieser Mann

war gross und würdevoll, ein schönes Profil mit einer edlen, stark gebogenen Nase. Ein langer, grauer Bart hing herab und gab ihm mehr das Aussehen eines Propheten als das eines Generals. Ihm ging der Ruf voran, der tüchtigste unter den Generalen der Südarmee zu sein.

De Wett, ein kleiner bescheidener Mann, hatte etwas Unterthäniges in seinem Wesen, und ich musste herzlich bei dem Gedanken lachen, dass dies ein General sei. Als die Sonne sich zu neigen begann, sammelten sich die Boeren am Ufer des Rietflusses, der ganz nahe an Jakobsdaal vorüberfliesst. Ich ritt auch hinaus und lernte da den Major Albrecht kennen. Er sollte die Expedition mit zwei Kanonen begleiten und harrte hier des Zeichens zum Aufbruch.

Das Aeussere dieses Mannes ist ein durch und durch militärisches und sehr gewinnendes. Sein Gesicht war sonnengeschwärzt und seine Uniform stark abgenützt. Seine Haltung war eine würdevolle und gemessene. Ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihm über die bisherigen Gefechte und er sprach ohne Ruhmredigkeit von seinen Thaten, aber mit grosser Verachtung von den militärischen Tugenden der Boeren. Das Bild, das sich vor mir entrollte, war ein klägliches. Halbverhungerte Pferde, kleine schwächliche Tiere, denen man die Zähigkeit und Ausdauer nicht anmerken konnte. Die allgemeine Anarchie beleidigte mein Soldatenauge und mich erfasste Abscheu vor dieser Kriegsführung. Als die Sonne untergegangen war, und das Dunkel sich wie ein feiner Regen über das flache Land verbreitete, setzte sich unsere Truppe, circa 700 Mann, in der Richtung nach Graspan in Bewegung. Es ging langsam und lautlos im Schritt vorwärts. Bald hatte ein tiefes Dunkel das Auge erstickt, und nur im fernen Westen loderten Wachtfeuer. Die kleine Kolonne marschierte bis Mitternacht weiter. Rauchen und Sprechen war verboten, denn wir befanden uns mitten im feindlichen Truppenbereiche. Ich kann nicht

leugnen, dass es etwas Aufregendes an sich hatte. So um ein Uhr fuhr ein Zug vor uns ganz friedlich vorüber. Das war der Zug, der in die Luft gesprengt werden sollte. Allgemeine Enttäuschung machte sich Raum, denn wir waren zu spät gekommen.

Nun berieten die Generale und Feldkornets, was geschehen sollte. Man einigte sich dahin, den Bahnkörper zu zerstören. 30 Boeren, die in Säckchen das Dynamit in der Tasche trugen, gingen mit einem Mann, der sich als sachkundig ausgab, zum Bahndamm, um dort die Sprengung vorzunehmen. Es verging eine halbe Stunde, ohne dass sich irgend etwas ereignet hätte. Endlich kam der Sachkundige zurück und fluchte laut. Was war geschehen? Die 30 Boeren hatten ihn im Stich gelassen und Reissaus genommen. Auch war von den 700 Mann kaum mehr ein Drittel vorhanden. Ja, die beiden Geschütze fehlten auch. Nun erfasste die beiden Generale und die Feldkornets wilde Wut. Sie stritten laut und zündeten sich ihre Pfeifen an, ohne daran zu denken, wo sie waren.

Wir kehrten zurück und nach langem Suchen fanden wir unsere Kanonen wieder, die den Weg verloren hatten. Um 7 Uhr früh trafen wir wieder in Jakobsdaal ein.

Für den ersten Tag war dieses Abenteuer nicht so schlecht. Die Weisen, die den Krieg hauptsächlich mit dem Munde führten und stets alles am besten wussten, aber sich nie in den Bereich der Gefahr begeben, wurden nicht müde uns zu verhöhnen. Am folgenden Tag war Herr Bilse so gütig, mich ins Lager Cronjes zu führen und mich ihm vorzustellen. Cronje war sehr guter Laune, er sass in seinem Zelt mit seiner alten Frau und freute sich sehr über mein Kommen. Er war bereits verständigt worden und wünschte, ich möchte ins Lager übersiedeln, wo er für meine Verpflegung nach Kräften sorgen wolle. Das Lager, unmittelbar am Modderriver gelegen, glich einer altgermanischen Wagen-

burg. Ein grosser geschlossener Kreis von ungeheuren Ochsenwagen um die Zelte gruppiert.

Cronjes Zelt war grün und befand sich in der Mitte. Daneben das Telegraphenamt und Postamt. Der General hatte drei Adjutanten, zwei Holländer und einen Deutschen. Die ersteren waren Europäer, der letztere ein Afrikander. Cronje sprach nur holländisch, sodass ich durch Dolmetscher mich mit ihm verständigen musste. Er hasste die Engländer mit Leib und mit Seele und verachtete ihre Art der Kriegsführung. Für ihn war der Engländer der Träger der scheusslichsten Laster, ein Lügner von Profession und was ihn am meisten ärgerte, ein Verleumder der Boeren. Cronje wehrte sich dagegen, dass die Boeren roh und ungebildet seien, halbe Wilde, wie die englischen Zeitungen es glauben machen wollten. Er machte mir den Eindruck, mehr Temperament als Geist zu haben. In die Augen stechend war seine Eitelkeit. Seine Frau, ein altes Mütterchen, lächelte immerzu mit ihrem zahnlosen Mund und war sichtlich verlegen.

Von Cronjes Lager ritten wir am Modderfluss entlang zu den Positionen. Es ist eine grosse Ebene, die sich dem River entlang zieht und im Osten von einer Hügelkette durchschnitten ist, die einen grossen Halbkreis bildet bis zum Rietriver, während sich eine andere Kette in der Mitte abzweigt, die sich nach Kimberley hinzieht. Ungefähr acht englische Meilen vom Hauptlager befindet sich ein kleineres, wo General de Wett und Major Albrecht befehligten. Von hier eine halbe Stunde zu reiten begann die Front der Boerenlinie, welche sich 12 englische Meilen weit hinzog. Zwischen dem Modderriver und dem ersten Hügel mochten drei englische Meilen ganz flaches Terrain gelegen sein. Flach wie ein Tisch und vollständig dürr. Nur eine Art Haidekraut wuchs hier, und am Rand der Hügel einige niedrige Sträucher, an denen grosse Vogelnester hingen. Man sah

überall Pferde, Maulesel und Ochsen weiden, und so weit das Auge reichte Kadaver von Tieren halb vertrocknet liegen. Hunderte von grossen Geiern kreisten in der Luft oder liessen sich am Boden nieder. Sie schienen ganz vertraut zu sein, denn man konnte in unmittelbarer Nähe an sie herankommen. Auch Hasen und Hühner giebt es hier, sowie eine Art Schnepfen mit hohen roten Füssen, die merkwürdige Töne von sich geben. Ausserdem massenhaft Murmeltiere, die die Boeren Meerkat nennen. Diese unterminieren den Boden und machen für den Reiter gefährliche Löcher. Ueberall aber, so weit das Auge schweift, erheben sich Ameisenhaufen, die gleich gross und gleichartig gestaltet sind. Ungefähr 70 cm hoch, einen halben Meter Durchmesser und hart wie Stein. Nur selten sieht man eine kleine Gattung von Gazellen, Steinbock genannt, oder einen kleinen Fuchs. Schakale, die häufig sein sollen, habe ich nicht angetroffen. Eine Gattung Birkhühner, Koran genannt, fliegen oft zu zweit, heftige Geräusche von sich gebend, auf.

Bilse, ein unermüdlicher Cicerone, zeigte mir das ganze Schlachtfeld von Maggersfonteine, wo vor so kurzer Zeit erst der Krieg mit allen seinen Schrecken gehaust hatte.

Vom Fluss bis zu den Hügeln zogen sich in zwei Reihen, die ungefähr 1500 Meter von einander entfernt sein mochten, die Schanzen der Boeren. Ihre Fortsetzung ging dann von den Hügeln bis zur Eisenbahn, die nach Kimberley führte und über dieselbe hinaus. In diesen Schanzen lebte das ganze Boerenheer Tag und Nacht unter den grössten leiblichen Entbehrungen. Abgesehen davon, dass man hier vollkommen schutzlos der Sonne ausgesetzt war, fehlte es an Wasser, das in Ochsenwagen zugeführt wurde und bildeten die Fliegen eine unerträgliche Plage. Von den vielen Kadavern der Pferde, welche zähnefletschend überall herumlagen, schwärmten Myriaden dieser lästigen Tiere in der Luft herum.

Vor den Schanzen waren Drahtzäune gezogen, an denen leere Konservenbüchsen hingen, damit in der Nacht vorrückende Abteilungen gehört werden würden.

Bilse und ich ritten die Schanzen entlang den Hügeln zu und sprachen von Zeit zu Zeit einen Feldkornet an, dem ich vorgestellt wurde. Immer folgte die Erklärung, ich sei der deutsche Offizier, der gekommen sei, die Boeren fechten zu sehen. Das erfüllte die Leute mit Stolz, dass sie ein so lebhaftes Interesse in Europa erweckten.

Noch standen sie alle unter dem Eindruck der letzten Schlachten, und jeder wusste irgend etwas zu erzählen oder Trophäen zu zeigen.

Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf: »daar is hij« und alles suchte eine Deckung auf. Bald krachte eine Granate dann irgendwo.

Das waren die ersten Schüsse, die ich im Kriege hier hörte. Wir ritten weiter bis an die Hügel heran und an ihnen entlang bis zu einer Kanone, die in eine Steinkasematte gelagert war. Es war ein Kruppgeschütz älteren Systems, befehligt von Leutnant von Heyster. Dieser, einstens deutscher Kavallerie-Offizier, war nach Bloemfontein wegen eines schweren Lungenleidens gekommen, vielleicht sechs Monate vor Ausbruch des Krieges und hatte sich der Artillerie angeschlossen. Es gilt als eine merkwürdige Erscheinung, dass ihm, dem Schwerkranken, gerade dieses harte, entbehrungsreiche Leben so gut gethan hat. Er lebte hier wie ein Einsiedler, Tag aus Tag ein bei seiner Kanone und hatte sich in allen Kämpfen durch besonderen Mut ausgezeichnet. Er freute sich wie ein Kind, einen Mann aus Europa zu sehen und bat mich dringend, ihm Bücher zu besorgen, da er es vor langer Weile nicht mehr aushalten könne. Nun stieg ich hinauf auf die Brustwehr und vor mir auf 6000—7000 Meter Entfernung schimmerte das in der hellen Sonne glänzende englische Lager. Tausende von Zelten

lagen da vor mir am Rietriver und über ihnen schwebte eine dichte Staubwolke. Mit Heysters Fernrohr konnte man das Treiben im Lager genau beobachten. Es überkam mich ein merkwürdiges Gefühl, dieser Friede mitten im Kriege. Man warnte mich, auf der Brüstung zu stehen, da die Engländer mich sehen würden und her schiessen könnten. Nachdem ich alles genau besichtigt, begannen wir unseren Rückzug anzutreten. Wir mochten kaum 100 Schritte geritten sein, als hinter uns eine Granate zischend durch die Luft zog und schon explodierte. Sie hatte Heyster gegolten und war zwischen zwei kaffeekochende Boeren gefallen, die sie schrecklich hergerichtet hatte. Die Warnung, die mir zu teil wurde, war doch nicht so lächerlich, als sie mir im ersten Augenblick vorkam. Bilse und ich nahmen noch einen guten Trunk Modderriverwasser und trabten dann nach Jakobsdaal zurück.

Dort wohnte ich in meinem Wagen hinter einem Viehauslauf. Den Abend verbrachte ich mit den deutschen Ärzten des roten Kreuzes bei Wasser. Dieses Getränk fand wenig Anklang bei unseren germanischen Kehlen und laute Klagen über absoluten Mangel an allem Alkoholischem mischten sich mit dem geräuschvollen Zirpen zahlloser Grillen. Uns allen war eine Thatsache vollständig unbegreiflich, wieso nämlich Jakobsdaal so friedlich zwischen Feind und Freund dalag, ohne jemals als Angriffspunkt gedient zu haben. 500 Ulanen konnten den Ort ohne Widerstand nehmen, denn nicht 50 Mann lagen zur Verteidigung hier und zwar nur Leute, die der Zufall hierherbrachte.

Die ganze Stellung der Boeren, die ihnen uneinnehmbar dünkte, war blos auf einen Frontangriff eingerichtet. Die geringste Umgehung bedeutete eine vollständige Aufrollung.

Ich habe diese Bemerkung mir Cronje und de Wett gegenüber zu machen erlaubt und erhielt die merkwürdige

Antwort: »Umgehen thun die Engländer nicht, sie verlassen nie die Bahn, weil sie nicht marschieren können und lasst sie nur über Jakobsdaal kommen, wir wünschen nichts besseres«. Ich nahm diese Belehrung entgegen, aber verstanden habe ich sie nicht, wie so manches nicht, das sich mir hier offenbarte.

Im Wirtshaus, wo sich die Intelligenz versammelte, wurde bei sehr schlechten Mahlzeiten hohe Politik gemacht. Ich lernte hier den Korrespondenten der »Volksstem« kennen und befreundete mich mit ihm. Herr Römpel war ein sehr angenehmer und gebildeter junger Holländer, der vollkommen frei war von dem hochmütigen prahlerischen Boerismus. Herr Bilse und Richter Herzog stellten den hohen Generalstab vor, während der Tierarzt der Geist war, der stets verneinte. Geschimpft wurde über alles und mit grosser Berechtigung, denn überall herrschte Anarchie.

Bevor ich nun in meinem Bericht fortfahre, muss ich noch auf das Spital und die Krankenpflege mein Augenmerk richten.

Vier Häuser waren geräumt und in Spitäler verwandelt worden, weiter die protestantische und die Kaffern-Kirche, die den Typhuskranken zur Unterkunft dienten.

Die deutschen Ärzte bildeten einen Lichtpunkt in Jakobsdaal; der einzige Ort, wo Zucht und Ordnung herrschte.

Ein kleiner Motor beleuchtete das Spital elektrisch.

Der Mangel an Eis und kaltem Wasser machte sich sehr fühlbar. Trotzdem waren die Heilungsresultate phänomenale. Wer nicht das Herz, eine Schlagader durchschossen, oder eine schwere Gehirnverletzung aufzuweisen hatte, kam mit dem Leben davon. Nieren, Lunge, Darm heilten spielend. Auffallend war die Art, wie die Verwundeten ihr Schicksal trugen. Die Boeren und die Engländer waren geduldig wie die Lämmer. Man konnte sie genau unterscheiden, denn die Engländer waren immer reingewaschen und mit seltener Sorg-

falt gekämmt. Die meisten befanden sich in der Rekonvaleszenz, und die deutschen Ärzte waren schon ganz missmutig, dass es nicht mehr zu thun gab. Das Kontingent der neuen Patienten bildeten hauptsächlich Selbstverstümmler. Jeden Augenblick kam der Fall vor, dass ein Boer sich in den Fuss oder Arm schoss, um nach Hause geschickt zu werden, weil er des Krieges überdrüssig war.

Dr. Küttner, ein äusserst intelligenter Mann, machte auch glänzende Aufnahmen mit Röntgenstrahlen.

Der Typhus grassierte sehr im Lager und nahm täglich zu, sodass sich Platzmangel fühlbar machte. Die ganze grosse Kirche war voll von Kranken, und täglich kamen neue Fälle hinzu.

Überall war es seit Weihnachten ruhig, nur bei Colsberg gab es hie und da kleine Gefechte. Wenn man nicht morgens und abends das Bombardement bei Maggersfontein gehört hätte, man glaubte sich in tiefsten Frieden versetzt.

Ich blieb zwei Tage in Jakobsdaal und übersiedelte dann in Cronje's Lager. Ungefähr eine englische Meile vom Lager entfernt, am Ufer des Modderflusses, schlug ich mein Zelt auf, um hier ungestört zu bleiben. Auch konnte ich unter den Weiden bei der grössten Hitze doch ein wenig Schatten finden.

Mein Diener Josef bewährte sich sehr. So weit es der Mangel am Notwendigsten gestattete, richtete er alles so bequem wie möglich ein. Meine Maultiere und Pferde wurden an den einen Wagen gebunden, während der andere mir als Schlafstätte diente.

Ein seichtes Loch, von zwei Steinen umgeben, bildete meine Küche, und als Feuerungsstoff wurde trockener Mist benützt. Vom Lager wurde mir Fleisch geliefert, das bereits nach 24 Stunden ungeniessbar war. Etwas anderes als pures Fleisch gab es nicht, dafür schmeckte das Wasser des Modderflusses nach verfaulten Fischen. Kein Wunder,

da so und so viele tote Pferde darin verwesten. Die Farbe des Wassers war braun, und die Temperatur hoch. Dadurch waren die Bäder leider zur Abkühlung nicht geeignet. Im Übrigen brachte ich nur die Nächte hier zu, denn den Tag war ich immer unterwegs. Grosse Herden von Ziegen oder Schafen kamen oft zu mir zum Besuch, und wir hatten die grösste Mühe sie fortzujagen. Hier feierte die Hitze Orgien, und man musste sie tragen, so gut es ging. Der Sand brannte dermassen, dass man es durch die Sohlen spürte. Dafür waren die Nächte kühl, manchmal sogar empfindlich kalt.

V. Kapitel.

Lagerleben am Moderriver.

Um dem Leser ein klares Bild der Lage zu geben, muss ich auf die vergangenen Ereignisse zurückgreifen.

Nach der Kriegserklärung kommandierte Cronje die Belagerungstruppen von Mafeking und ein General Prinsloo die Freistaatler, die Kimberley belagerten. Als die Entsatzarmee unter General Lord Methuen heranmarschiert kam, ging ihm Prinsloo entgegen und stiess bei Belmont auf den Feind. Trotzdem er eine glänzende Position inne hatte, ergriff er selbst zuerst die Flucht und gab so das Zeichen zum allgemeinen Rückzug. Dafür wurde er abgesetzt, und Cronje mit seinen Transvaalern hinuntergesendet. An Stelle Prinsloos wurde Wessels gewählt als General und Hoofdkommandant der Freistaatler. Am 29. November griffen die Engländer die Stellung der Boeren am Modderriver bei der gleichnamigen Station an. Hier hielten die Boeren das erste Mal stand. Das Flussbett gewährte ihnen eine herrliche Deckung. Der Tag endete ohne Resultat, und es lag kein Grund vor die Stellung zu räumen. Aber über Nacht waren einzeln und gruppenweise die Boeren zurückgegangen. Major Albrecht mit zwei Kanonen wäre beinahe gefangen genommen worden, und nur dem Mut eines Herrn Augenstein, eines Israeliten von Frankfurt, war es zu danken, dass die Kanonen geretten wurden. Nun bezogen sie die Stellung am Fusse der Hügel, die ich vorher beschrieben hatte, und verschanzten

sich. Den Raum zwischen den Hügeln und dem Modderriver liessen sie unbesetzt. Durch Spione scheinen die Engländer dies erfahren zu haben.

Am 9. Dezember begannen die Engländer, mit einem mörderischen Geschützfeuer die Hügel zu beschiessen. Kein Stein blieb unversehrt, kein Strauch, nichts, alles wurde in Stücke geschossen, aber kein einziger Boer getödtet. Sie hatten sich vor und neben die Hügel gelegt, gerade dorthin, wo die Engländer erfahren hatten, dass sie sich nicht befänden. Zwei Tage währte das Geschützfeuer, Samstag und Sonntag. Am Sonntag Abend, den 10. Dezember, begannen die Engländer das Lager zu verlassen und gegen die Hügel vorzugehen. General Delarey besetzte nun mit 1600 Mann den Raum zwischen Fluss und Hügel.

Um 3 Uhr morgens ritt General Cronje, von sieben Mann begleitet, an die Hügel heran, als er eben im Zwielicht dunkle Gestalten heranmarschieren sah, die um den ersten Hügel herumschwenkten. Er frug einen Mann aus seiner Umgebung, was das wohl sein möchte. Der meinte, es seien Vögel, Strausse. »Nee«, sagte Cronje, »skiet, het zyn Engelsche.« Das war General Wauchope an der Spitze der Highland-Brigade. Er und alle seine Leute, die als Vorhut dienten, wurden erschossen. Der General fiel von fünf Kugeln getroffen, als er rief: »Hurrah Burschen, wir sind durch.« Nun begann die Schlacht. Die Highlander wurden erbarmungslos niedergeschossen, besonders das Blackwach-Regiment, das alle Offiziere an diesem Tag verloren hat. — Der Kampf währte bis in die Dunkelheit. Die Boeren besassen keine Munition mehr. Die Schotten hatten mit einem nie dagewesenen Heldenmut gekämpft. Man hatte sie irregeführt, ihnen gesagt, kein Boer lebe mehr bei den Hügeln und sie so ahnungslos in den Tod geführt; die Offiziere überall in Front haben ihre Leute bis vor die Mündungen der Boerengewehre ohne Deckung geführt. Die Artillerie fuhr bis auf

1000 Meter vor und hielt den ganzen Tag aus, bis die Ulanen sie fortschafften, da die Bespannung niedergeschossen worden war.

Das ganze Schlachtfeld war besät mit Leichen und Verwundeten, bis auf wenige Schritte von den Schanzen. Noch jetzt liegen Gamaschen, Kleiderfetzen, Stiefel, Helme und Spaten herum, sind überall schwarze Blutlachen zu sehen. Bei einem Strauch, wo die Artillerie gefährdet war, lagen 300 Todte und Verwundete. Die Boeren geben 120 Todte an.

Als die Nacht einbrach, zogen sich unter dem Schutze der Finsternis die englischen Truppen zurück. Die Verwundeten, die eine Nacht marschiert, den ganzen Tag gekämpft hatten ohne einen Tropfen Wasser, blieben da liegen, hilflos verdurstend. Was müssen die armen Leute ausgestanden haben, da die ganze Zeit die Granaten mitten unter ihnen geplatzt waren? Am nächsten Morgen ralliierten sich die Engländer, und es schien ein neuer Angriff bevorzustehen, aber statt dessen traten sie gedeckt vom Geschützfeuer den Rückzug an.

Die Boeren versammelten sich und sangen Psalmen zum Dank für den Sieg. Am Nachmittag begann man die Leichen zu bergen und die Verwundeten zu sammeln was bis Donnerstag währte. Aber noch heute liegen nicht geborgene Tote dort.

Seit den Zeiten des verstorbenen Mack ist keine Schlacht so schlecht geführt worden wie diese von Methuen, was doppelt zu tadeln ist, weil er die besten Truppen der Welt befehligte, die schottischen Garden. Sein Fehler lag bereits in der ersten Disposition. Ihm standen 15 000 Mann zur Verfügung. Von diesen liess er 7000 Mann in Reserve. Zu welchem Zweck? Von den Boeren war eine kombinierte offensive Bewegung nicht zu erwarten.

Ich will den Frontangriff als solchen nicht tadeln, er mag auf Grund der eingeholten Kundschaften seine Berech-

tigung gehabt haben, aber die Art wie er ausgeführt wurde, spottet den elementaren Prinzipien des Gefechtsreglements. Ein solcher Frontalangriff kann nicht ohne Begleitung einer Bewegung in die feindliche Flanke unternommen werden, umsomehr, wo sie hier ganz offen lag. Der 11. Dezember wäre ein entschiedener Sieg geworden, wenn nur 3000 Mann vom linken Ufer des Modderflusses aus die Boerenstellung aufgerollt hätten. Abgesehen davon ist auch die Angriffsweise vollständig verfehlt gewesen. In einem so offenen Terrain kann man die Reserven nicht auf kurze Entfernungen nachschieben.

Die Boeren haben einfach nur auf die Reserven geschossen, welche in dichten Formationen vorgegangen sind, während sie die Plänkler ganz nahe herankommen liessen. Lord Methuen scheint ein Diener einer Manöverschablone zu sein ohne die geringste Rücksicht auf die Umstände walten zu lassen.

Das Flussbett, das genau denselben Weg nimmt wie ihn die Truppen genommen, ist als Deckung garnicht benutzt worden, obwohl es auf der Hand lag, es so viel als möglich auszunutzen. Die britischen Truppen haben eine musterhafte Haltung an den Tag gelegt, und ihr Rückzug war der denkbar geordnetste.

Die Boeren haben viel Glück diesen Tag entwickelt. Schon der Umstand, dass sie den Teil zwischen Hügeln und Fluss dieselbe Nacht erst besetzten, ist von grosser Tragweite gewesen. Weiter, dass sie am Dienstag nicht wieder angegriffen wurden, wo ihnen die Munition ausgegangen war, und dass gerade Cronje herangeritten kam, so dass sie nicht im Schlafe überrascht wurden. Der Wahlspruch Prinz Eugens scheint sich da bewahrheitet zu haben. »Justitiam belli, tandem fortuna sequetur«.

Von diesem Tage bis heute hatte sich nichts mehr geändert; die Engländer bombardierten täglich unsere Stellungen, aber verursachten wenig Schaden. Ansonsten herrschte tiefe

Ruhe, die schon wie Blei allen Leuten in den Gliedern lag. Da keine Aussicht auf eine nahe Schlacht vorhanden war, brach ich auf, mit Römpel, die Belagerung von Kimberley anzusehen. Wir fuhren zeitlich früh aus und erreichten gegen Abend Olifantsfontein, das Hauptlager, wo General Wessels sich aufhielt. Auch Bilse und Richter Herzog waren hier, und ersterer zeigte mir die Belagerung. Wir ritten um 5 Uhr morgens aus und besichtigten den westlichen Teil der Belagerung.

Kimberley liegt teilweise auf einem Hügel, teilweise in einer Versenkung. Die Belagerer hielten auf eine grosse Entfernung die Stadt umzingelt. Der Radius schwankte zwischen 6—10 engl. Meilen. Ich muss gestehen, ich habe mir eine Belagerung anders vorgestellt. Der Kreis um Kimberley hat mehr als 30 engl. Meilen betragen und wurde von 2500 Mann verteidigt. Der geringste Ausfall musste gelingen. Aber die Verteidiger von Kimberley scheinen dieselbe Angst gehabt zu haben, wie die Belagerer. Sieben Kanonen, darunter Vorderlader der ältesten Konstruktion, waren auf je 8—10 Meilen Entfernung aufgestellt, und um die Belagerung zu markieren wurde hie und da dem lieben Himmel in die Fenster geschossen. Die hier gefochtenen Treffen waren meist sehr gelinde ausgefallen und zwar so, dass bisher in den drei Monaten nur drei Boeren getödtet worden waren. Man wusste recht wohl, dass in Kimberley nur 600 reguläre Truppen eingeschlossen waren, und zwar ein Bataillon Lancaster Regiment ausserdem nur wertlose Freiwillige, genannt Diamant-Volunteers, aber niemand dachte an eine Erstürmung. Es war die Mär verbreitet, überall wären Dynamit-Minen aufgestellt, die die Erstürmer in die Luft sprengen würden. Diese Belagerung machte den Boeren viel Spass. Nichtsthun geht ihnen über alles und dabei Vieh erbeuten, Neger, die die Post versehen, fangen und solche Spässe mehr waren ihr Element.

Mich haben jene Vorkommnisse an die Kriegsführung des 17. Jahrhunderts erinnert, wo es auch so zugegangen sein mag. Unter General Wessels stand der Transvaaler General Detoit und der Freistaatengeneral Kolbi. Ersterer hatte sein Lager bei den Wasserwerken, letzterer in der Nähe von Scholz-Neck. Das Ziel unserer heutigen Expedition war Kolbi's Lager, das ungefähr 4 Stunden entfernt lag. Der Weg führte über Alexandersfontein und und Benowdriftsfontein, wo kleine Kommanden stationiert waren. In Alexanderfontein machten wir Halt. Von hier aus hatte man einen schönen Ausblick auf Kimberley. Als wir rasteten, kam ein Trupp Neger aus Kimberley herausgezogen mit einer grossen weissen Fahne. Die armen Schwarzen hatten eine schreckliche Angst und erholten sich erst als sie sahen, dass man ihnen nichts zu Leide thun würde. Der weiseste von ihnen, der passable englisch sprach, wurde nun ins Gebet genommen und ausgefragt. Er behauptete, Rhodes hätte ihnen aufgetragen, Kimberley zu verlassen, da er sie nicht mehr verpflegen könne und sie angewiesen, zu Methuen zu gehen, der sie weiter befördern werde. Die Schwarzen aber hätten erfahren, dass Methuen Arbeiter brauche für die Reparaturen der Eisenbahn, und dass sie deshalb dorthin geschickt würden. Sie gingen aber nicht dorthin, sondern nach Hause ins Basutoland. Auch dieser Neger wiederholte die Mähr vom Dynamit, wollte auch genau die Plätze kennen, wo die Minen sich befänden. Er bestätigte, dass die Beschiessung bisher nur ein Weib und ein Kind getödtet hätte. Weiter sagte er, dass zwischen Oberstleutnant Kekevich und Rhodes grosse Uneinigkeit herrsche. An sonsten machte mir alles den Eindruck erlogen zu sein, daher ich es auch nicht weiter erwähne.

Gegen 4 Uhr trafen wir bei General Kolbi ein, der unermüdlich im Erklären und Zeigen war. Wir mussten

jeden Graben, jeden Ziegelstein besichtigen. Ich aber war so erschöpft, dass ich mich kaum schleppen konnte. Ich muss zugeben, dass die Befestigungsarbeiten sehr sinnreich angelegt waren. Ueberhaupt scheinen dafür die Boeren ein angeborenes Talent zu haben. Als sich der Abend bereits herabneigte, fuhren wir in Cronjes Lager zurück. Aber unkundig des Weges passirte uns das Menschliche, uns vollständig zu verirren. Nach endlosen Irrfahrten erreichten wir ein anderes Lager, und dort kannte man den Weg nicht. Aber man wies uns die Richtung, so dass wir weiter fuhren. Endlich kamen wir um 1 Uhr nachts zur Bisetfarm, von wo wir den Weg zu kennen glaubten. Aber auch das erwies sich als trügerisch, und wir wären beinahe in den Modderfluss gestürzt. Zum Schluss meldete sich das eine Pferd stützig und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Bei Tagesgrauen erreichten wir das Lager.

Ich hatte mich kaum niedergelegt, als das tägliche Bombardement schon begann. Heute war es besonders heftig und einzelne Granaten fielen bis in die Nähe des Lagers. Für die Neger war es sehr aufregend, und sie führten Tänze auf.

Die nächsten Tage verliefen ohne besondere Vorkommnisse. Nachrichten vom Tugela und Kolsberg meldeten glückliche Gefechte, und ich starb vor Neid nicht dort gewesen zu sein. Ja, ich war sehr nahe daran abzureisen, da ich jede Hoffnung aufgegeben hatte, hier eine Schlacht zu erleben. Die Hitze und die Langeweile hielten sich die Wage. Dazu kam der Umstand, dass zwei meiner Pferde von einer schweren Krankheit befallen wurden. Der ganze Kopf schwoll ihnen so an, dass man die Augen kaum sehen konnte. Ich beriet mich mit dem Lagerkommandanten, und er erklärte, dies sei die Pferdekrankheit, Horsesickness, und liess sie zur Ader. Zwei Maulesel, obwohl sie den Fuss an den Halfter gebunden hatten, waren durchgegangen, und ein

Schwarzer hinter ihnen her. Erst zwei Tage später brachte er sie zurück. So vergingen 14 Tage schwerer Entbehrungen ohne Erlebnisse, und mein Humor sank täglich tiefer und tiefer. Erst um den 20. Januar erschien Oberst Villebois und Léon, Vertreter der Waffenfabrik Creuzot. Endlich eine Ansprache, eine Gesellschaft. Villebois war ein jugendlicher Fünfziger, ein echter Franzose der guten alten Zeit. Er kam von Colenso und war recht gut ausgerüstet. Er lud mich gleich am ersten Tage zum Essen ein. Wir kochten dieses Mahl mit der grössten Umsicht. Der Oberst schälte Kartoffeln und wusch sie als ob sie Diamanten wären. Er verstand zu kochen von Algier und vom Sudan her, und nichts machte ihm so viel Vergnügen. Villebois war ein prächtiger Mann mit echt französischem Witz, der der Not immer die lächerliche Seite abzugewinnen wusste, für die Boeren hatte er kein Verständnis. Als alter Soldat konnte er diese Wirtschaft nicht verstehen, und was er noch weniger begriff waren ihre Erfolge. Villebois hatte seine zwei Zelte in der Mitte des Lagers aufgestellt und rings um uns sammelten sich Neugierige, dem Kochen zuzuschauen. Man mag über die militärischen Tugenden der Boeren denken wie man will, was ihre Erziehung anbelangt, so ist sie eine tadellose. Sie haben sich nie aufgedrängt, nie gestört, sich nie unangenehm fühlbar gemacht, und wenn irgend einer es that, war es immer ein Europäer. Die Boeren sind ein stolzes, wohlerzogenes Volk mit aristokratischen Instinkten.

Villebois Begleiter Léon, ein Franzose jüdischer Abkunft, war unser Freund und Kamerad. Wir liebten ihn wie einen Bruder, und er verdiente es vollauf. Léon, ein aufrichtiger Republikaner, hatte den Mut, immer seine Ueberzeugung zu sagen, und verband damit viel Takt. Ich habe ihn sehr lieb gewonnen und mich in seiner Gesellschaft äusserst wohl gefühlt. Ein begabter, pflichttreuer, ausdauernder Mensch,

der nie von sich und seinem Thun sprach, obwohl er dazu ein besonderes Recht hatte, da er den Republiken grosse Dienste erwiesen. Wir drei waren von nun an unzertrennlich. Einmal assen die Franzosen bei mir, einmal ich bei ihnen. Am 23. Januar ritten wir nach Olifantsfontein, um einen Platz für die Kanone Long Tom zu suchen, ich natürlich nur als Begleiter der Sachkundigen.

Um 4 Uhr morgens verliessen wir Olifantsfontein und kreisten um Kimberley von der Westseite über die Wasserwerke.

Wieder diente Bilse als Cicerone. Viele Stellungen wurden vorgeschlagen, ohne den Beifall der Herren zu finden. Endlich kamen wir um die Mittagsstunde in den Wasserwerken an.

General Detoit empfing uns sehr erfreut und führte uns in sein Haus. Wir bekamen eine Mahlzeit, vor einer solchen zweiten soll mich der liebe Gott behüten, und dann setzten wir unsere Rundreise fort. In unmittelbarer Nähe lag die Kampferdammmine, ein Schlammhügel, hinter welchem sich eine Diamantwäscherei befand. Diese Mine mochte 4000 Meter von Kimberley entfernt sein. Gleich beim ersten Anblick erklärten Villebois und Léon den Ort als den geeignetsten zur Aufstellung des Long Tom und wahrlich, wenn man einen besseren hätte schaffen wollen, es wäre kaum möglich gewesen. Nun ritten wir an der Westseite weiter. Ein Steinbock kreuzte den Weg, und ein Boer der Begleitung streckte ihn auf etwa 400 Meter nieder. Er wurde ausgewaidet und uns geschenkt. Gegen Abend erreichten wir Kolbis Lager. Der General gab uns ein opulentes Mahl nachdem wir alle Positionen, Schanzen etc. besehen hatten. Ich muss gestehen, dass ich diesen Abend wenig Interesse für Feldbefestigung an den Tag legte. Wir wurden mit Rindfleisch und Pastek, einem Gemüse, bewirtet, und dann

legten wir uns alle in das Zelt des Generals, der ein kreuzbraver Mann war. Die zwei Franzosen, ich und der General schliefen nebeneinander. Kolbis Toilette bestand darin, dass er seine Hosenträger öffnete. Am Morgen wachte ich auf, weil mich die linke Hüfte sehr schmerzte. Ich hatte mich in der Nacht umgekehrt und kam auf einen spitzen Stein zu liegen. Wir erhielten ein Frühstück, grünen Kaffee und Obst, und dann brachen wir auf. Der General begleitete uns, und wir machten die erste Rast in Skolzes Farm. Der Besitzer dieser Farm war Kolbis Onkel, einer der reichsten Boeren des Freistaates. Seine Frau lebte dort beim Onkel mit ihrer unverheirateten Schwester, die recht nett war.

Um 11 Uhr verliessen wir die Farm und ritten nach Hause. Ich staunte über die Zähigkeit Villebois, der als Fünfziger so leicht so schwere Strapazen in diesem Klima ertrug. Dabei verlor er seinen Humor nie. Am nächsten Tage kochten wir unsern Steinbock, der leider schon sehr wildelte. Trotzdem schmeckte sein Braten ausgezeichnet, da der Appetit nichts zu wünschen übrig liess. Léon spendierte dazu seine letzte Flasche Burgunder, und ich kann sagen, jeder Tropfen floss wie lautres Gold die Kehle hinab. Ich sprach viel mit Villebois über den Kriegsschauplatz von Natal und über die dortigen Begebnisse. Er bezeichnete Botha als den fähigsten General und hielt wenig von Joubert. Im allgemeinen war es dasselbe, hier wie dort. Die Terrainverhältnisse in Natal waren günstiger für die Verteidiger wie hier, und der Weg der Engländer viel beschränkter. Villebois äusserte sich sehr lobend über den englischen Soldaten und besonders über den Mut der englischen Artillerie. Aber über die Führung konnte auch er wenig gutes sagen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, Villebois Ansichten zum besten zu geben, auch nicht Leute zu verletzen, die ihr bestes gethan haben, die Patriotismus aus spartanischer Zeit gezeigt

haben, und vor denen ich als Gentleman mein Knie beuge. Man muss doppelt nachsichtig sein, wenn man weiss, wieviel Blut von Seiten höherer Machtfaktoren vergossen wurde, damit die Kurse gewisser Papiere nicht fallen.

Für das Wohl der Jobber wurde das Blut der Engländer geopfert. Auch Villebois erkannte an, dass die englische Armee trotz aller Niederlagen, trotzdem sie vor der Oeffentlichkeit einfach lächerlich geworden, die beste sein würde, wenn sie entsprechende Führer hätte. Er liebte die Engländer nicht, er sagte immer, sie seien grössere Feinde Frankreichs als die Preussen, aber er leugnete nicht, dass sie erstklassige Soldaten seien.

Wenn er über Frankreich sprach, so verfiel er in traurige Stimmung. Obwohl er kein ausgesprochener Monarchist war, weil er einsah, dass diese Regierungsform wenig Chance hätte, verurteilte er aufs Strengste das jetzige Regime als Soldat. Er stellte die Maxime auf, dass eine Republik mit Militarismus ein Unding sei und nur möglich werde, wenn der Militarismus ausserhalb der Politik stände, wie es vor der Dreifussfrage der Fall war. Es sei schwer, fähige Offiziere zu finden, aber noch schwerer, wenn man sie aus sozialistisch angehauchten Kreisen suchen müsse, und wenn jeder Sohn einer guten Familie als Paria behandelt würde. Léon sprach bei dieser Diskussion offen seine Meinung aus, und wenn wir drei diese Frage zu lösen gehabt hätten, so wäre sie friedlich gelöst worden, wie alle Fragen, in denen die wilde Agitation nicht einsetzt.

Eines Tages kam mein Schwarzer Namens Skott und teilte mir mit, dass auf einer Farm circa 16 englische Meilen von hier Hühner zu kaufen wären. Rompel war eben bei mir mit seinem zweirädrigen Wagen und so spannte ich in denselben meine besten Pferde ein, und wir fuhren hin. Skott hatte recht, ich kaufte vier Hühner und zwei Hähne

und fuhr bester Dinge wieder zurück, nachdem ich sie unter den Sitzplätzen eingespannt hatte. Wir fuhren an den Hügeln bei Maggersfontein vorüber, und wir beschlossen Heyster einen Besuch zu machen. Da die Hitze zu gross war, und ich keine Lust zum gehen hatte, fuhr ich über Stock und Stein dahin. Rompel hielt sich fest und sagte kein Wort. Als aber der Weg über Felsblöcke führte, nur ungefähr 100 Schritte vom Ziel, zerschellte der Wagen, ich fiel rücklings heraus, und die Hühner liefen davon.

Die Engländer mussten uns bemerkt haben und fingen an auf uns mit Granaten zu schiessen. Ich liess Pferde und alles im Stich und fing meine flüchtigen Hühner ein. Und es gelang mir vier Stück einzufangen, während zwei spurlos verschwunden waren, und gerade der schönste Hahn fehlte.

Nun aber wurde das Feuer ungemütlich und Rompel, welcher die Pferde hielt, hörte manche Granate über sich sausen, aber er rührte sich nicht, so schwül es ihm zu Mute gewesen sein muss. Wir führten die Pferde in sichere Deckung, liessen den zerschellten Wagen zurück und ritten auf geliehenen Pferden ins Lager.

Skott mit den Hühnern kam erst spät in der Nacht an. Nun erwuchs mir die schwerste Frage zu lösen, die Hühnerfrage. Wie sollte ich sie aufbewahren? Wir zerbrachen uns den Kopf, bis ich endlich auf den Gedanken kam, sie am Wagen anzubinden. Mit Spagat (Bindfaden) wurden sie am Fuss festgebunden. Ein Huhn krepierte den nächsten Tag, während die anderen schlecht, aber doch weiter vegitierten, ohne die geringste Lust zum Eierlegen zu bekunden.

Villebois und Léon verlegten ihr Domizil nach Kampferdammmine um die Arbeiten zur Aufstellung des Long Tom zu beaufsichtigen. Ich selbst sollte drei Tage später auch

dorthin abgehen. Diese Zeit benützte ich zu einem grossen Ritt gegen Graspan, um ein richtiges Bild über die Stellung der Engländer in unserer linken Flanke zu gewinnen. Das Resultat dieses Rittes war gleich null, ich habe ein Pferd zusammengeschunden und nicht einmal ein Zelt, ja nicht einmal einen einzigen Menschen gesehen.

VI. Kapitel.

Bis zur Gefangennahme bei Paardeberg-Drift.

Am 1. Februar um 12 Uhr Mittag brachen wir nach Kampferdammmine auf. Rompel und ich zu Pferde, und mein grosser Reisewagen mit acht Maultieren bespannt. Wir ritten zuerst ins Lager, um dem General Cronje Adieu zu sagen. Der General war herrlicher Laune. Ich erzählte ihm, dass ich nach Kimberley gehe, Long Tom seine Pflicht thun sehen. Cronje lachte und sagte, dass die Dispositionen geändert worden seien und dass Long Tom hierher käme, weil ein neuer englischer Panzertrain erwartet werde. Das änderte meine Pläne. Ich beschloss hierzubleiben und hatte die grösste Mühe, meinen bereits abgefahrenen Wagen zurückzurufen. Erst spät abends kam er wieder ins Lager. An diesem Tage erlebte ich etwas Merkwürdiges. Im Nordosten des Lagers begann um 5 Uhr abends ein dichter weisser Rauch aufzusteigen. Kein Mensch wusste, was das war. Der Rauch nahm immer grössere Dimensionen an und als es dunkler wurde, schlugen Flammen dazwischen auf, die zuerst orangefarben und später rot wurden. Ein grosser Streifen am Horizont erleuchtete weit und breit den Himmel. Und als die Nacht ganz hereingebrochen war, glich das Feuer einer elektrisch beleuchteten Grossstadt. Es war ein Präriebrand. Die trocknen Büsche hatten Feuer gefangen, das rasch um sich griff. Stundenlang betrachtete ich die verschiedenen Stadien und Lichteffekte dieses erhabenen

Schauspiels. Es war, als ob die Erde Feuer und Rauch spie, und der Rauch glühte und wälzte sich träge über das flammende Lichtmeer. Und vor mir gurgelte das Wasser des Modderriver aus den Schatten der sorgengebückten Weiden, die tief hinein in die Fluten sich neigten. Millionen von Grillen zirpten und ein laues, leises Lüftchen strich über den heissen Sand. Es war eine grosse, eine heilige Nacht.

Den 2. und 3. Februar verbrachte ich in Erwartung des Long Tom, der aber nicht eintreffen wollte. Unsere Leute, die Streifpatrouillen im Rücken des Feindes unternommen hatten, meldeten, dass fortwährend lange Züge mit Truppen von De Aar ankämen. Auch wuchs das Lager stündlich und war eine allgemeine Bewegung bemerkbar. Am 3. abends zweifelte Cronje nicht mehr, dass in den nächsten Tagen eine Schlacht stattfinden würde. Am 4. Februar, einem Sonntag, ging ich zum General und frug ihn, wo eigentlich Long Tom bliebe. Er antwortete mir, dass die Dispositionen geändert seien und dass er heute in Kimberley ankommen sollte. Ich setzte mich sofort zu Pferde und brach nach Kampferdammmine auf. Mein Wagen mit den Eseln folgte. Es war eben ein Gewitter im Anzuge, ein mächtiger Sturm wirbelte den Sand auf, sodass man nicht aufschauen konnte, und der General riet mir, erst den folgenden Tag zu reiten, da ich in der Nacht allerhand Schwierigkeiten bei den Wachposten haben würde. Ich liess mich nicht aufhalten und ritt mit einem Herrn Jorison, dem Auditor des Lagers, ab. Schon in Bisetsfarm, wo wir etwas rasteten, hatten wir ein schweres Verhör zu bestehen und uns zu legitimieren. Aber nach einiger Verzögerung wurden wir freigelassen und ritten nun in der Nacht weiter. Jorisons Pferd stürzte und verletzte sich am Knie. Um Mitternacht hielten wir an und schliefen auf freiem Felde bis 5 Uhr. Um 7 Uhr waren wir in Kolbis Lager, um 10 Uhr in Kampferdamm. Hier suchte

ich gleich Villebois und Léon auf, die eben ein leckeres Mahl zu bereiten im Begriff waren. Am Nachmittag ritten wir der Kanone entgegen. Aber all unser Suchen, Spähen blieb fruchtlos. Gegen 8 Uhr, als es bereits dunkel wurde, kamen wir unverrichteter Dinge zurück.

Ich war müde an diesem Tag, denn ich hatte bei der grössten Hitze viele Stunden meist im Galopp geritten. Am 6. Februar morgens war Long Tom noch immer nicht da, und Léon, der um 6 Uhr morgens ihm entgegengeritten war, kam in Begleitung von fünf französischen Offizieren um 1 Uhr erst zurück. Diese Herren, die eben aus Europa gekommen waren und allen Waffengattungen angehörten, sahen schon jetzt wie die Boeren aus. Brave, anständige Leute und angenehme Gesellschafter. Erst gegen Abend kam Long Tom an und Léon, Villebois und ich ritten zu der Stelle, wo er montiert werden sollte. Es war Nacht und die Scheinwerfer Kimberleys richteten ihre langen weissen Blicke über das grosse unendliche Dunkel. Durch einen glücklichen Zufall schenkten sie uns wenig Beachtung und ich glaube, dass ihnen der ganze Vorgang unbekannt blieb. Wohl wusste Rhodes, dass Long Tom kommen sollte; das hatten wir von Kaffern erfahren, die aus Kimberley geflohen waren. Villebois und ich kehrten um 11 Uhr nach Haus zurück, während Léon die Arbeiten bis früh beaufsichtigte. Aber es waren so viele Schwierigkeiten zu überwinden, dass der erste Schuss erst um 10 Uhr morgens am 7. Februar abgeschossen werden konnte.

Long Tom, eines der allergrössten bestehenden Geschütze der Welt, strikt genannt Type 155, war auf dem Schlammberge aufgestellt, der sich neben der Diamantwäscherei erhob. Das rostige mächtige Maschinenhaus stand dicht hinter und unter ihm. Grosse Erdbewegungen hatte man rings um zur Deckung gemacht. Wir waren alle zugegen als der erste Schuss fiel. Der dichte Rauch verhinderte

uns die Wirkung zu sehen. Nun aber fielen einige Granaten der Engländer in unserer Nähe ein, ohne jemand zu treffen. Für die Boeren war das ganze Schauspiel, wie wir auf Wienerisch sagen, eine Mordshetz. Sie jubelten laut, besonders wenn eine unserer Bomben eine mächtige Rauchwolke in Kimberley aufsteigen machte. Die Resultate unserer heutigen Beschiessung waren keine befriedigenden zu nennen; der Long Tom, der in Ladysmith beschädigt und wieder ausgebessert worden war, schien etwas von seiner Treffsicherheit eingebüsst zu haben. Um 12 Uhr mittags kehrten wir ins Lager zurück, um das Bombardement um 4 Uhr wieder beginnen zu lassen. Mittlerweile hatten die Engländer Kanonen vorgeschoben und schossen mit erschreckender Präzision auf uns. Sechs Bomben platzten in der Schanze des Long Tom und wir waren über und über mit Erde bespritzt. Die Boeren, die hier lagen, waren noch in keiner Schlacht gewesen und nach der dritten Granate liefen sie alle hinter Deckungen. Zum Schluss blieben nur zwei schneidige Kanoniere, Villebois und ich, dort. Ein Pastor, der in guter Deckung eben zu predigen begonnen hatte, beendete sofort seinen Gottesdienst. Eine Granate fiel mitten unter unsere Pferde, welche zwar heil blieben, aber eilends davon liefen. Wir blieben unversehrt, während fünf Boeren verwundet wurden. Allgemein hatten wir den Eindruck gewonnen, dass nach wenigen solchen Schüssen der Long Tom eine gewesene Grösse darstellen werde. Die Verwirrung, welche um diese Kanone herrschte, war eine unbeschreibliche; jeder der Mannschaft machte, was er wollte, schoss wohin es ihm beliebte und wann er gerade Lust hatte. Bei einem solch plan- und ziellosen Vorgehen war wenig Nutzen zu erwarten. Umsonst trat Oberst Villebois mit aller Energie auf und forderte kategorisch, das eine Fort zu stürmen, die Boeren weigerten sich hartnäckig. Nun, ich verlasse, wenn mir der liebe Gott morgen das Leben schenkt, diesen Ort und kehre

in Cronje's Lager zurück, um dort die erwartete Schlacht nicht zu verfehlen.

Im Augenblick ist alles still, der Mond bescheint friedlich den stummen Lauf des Long Tom, und sein weisses Licht lächelt mild über den Blechdächern der Stadt, in deren Schoss düstere Schatten, wie schwere Sorgen, lagern. Nach diesem heissen Tage umfängt der Schlaf den Geist sanft und weich wie mit einem schwarzen Seidentuch und drückt die müden Augen zu, in denen das Licht der Blicke erlischt. Nur dumpf dröhnt wie aus weitester Ferne das Brüllen der Geschütze mitten durch die uns umspinnenden Träume. Der Duft einer heut erstandenen Melone erinnert mich nurmehr daran, dass es ein Morgen giebt, wo der Genuss dieser herrlichen Frucht die Würze des Frühstücks bilden wird.

Und dieser Morgen kommt, der 8. Februar.

Am Vormittag wurde der Long Tom kasemattiert und daher war nichts anderes zu thun als zu warten. Der französische Oberst kam zu mir und setzte sich auf meinen Wagen, um mir sein Herz auszuschütten. Fünf französische Offiziere waren hier ohne nichts angekommen und vier sollten noch in derselben Verfassung ankommen. Sie hatten kein Zelt, kein Kochgeschirr, nichts als einen Anzug und ihre Seele. Diese zwei Tage gab man ihnen Decken, kochte ihnen und bediente sie, aber auf die Dauer ging das nicht. Villebois konnte nicht für 12 kochen und, wie er sagte, Kartoffeln für so viele schälen; und wir beide hatten nichts mehr als das Dürftigste an Lebensmitteln, sodass uns in zwei Tagen die fünf Herren, wie Heuschrecken ein Feld, ausgegessen hatten. Dem Oberst waren sie empfohlen worden von allen möglichen Leuten in Paris, aber er konnte ihnen nicht helfen, denn jeder kann sich denken, dass man im Felde auf weit über 100 Meilen von der Bahn nur das Nötigste hat. Mein Diener in seiner Naivität hatte ihnen

alles gegeben, was ich besass und als ich im Hauptquartier eintraf, fand ich nichts mehr, garnichts mehr.

Zum Glück kam zu Mittag ein Telegramm von einem Gefecht am Koedoesberg am Rietriver. Ich rief Josef einzuspannen, was sich in zwei Stunden bewerkstelligen liess, und ritt selbst noch nach dem Long Tom, der wieder seinen Bass anzustimmen begonnen hatte.

Ich ritt mit Léon, der am Vormittag die Verschanzungsarbeiten geleitet hatte, hin zum Long Tom, dessen Zieler sich von der Idee, eine feindliche Kanone zu beschiessen, nicht abbringen liess. Gestern hatte er alle Munition auf Forts verschleudert und heute begann er es wieder zu thun. Erst als wir kamen wurde auf die Stadt geschossen. Die Wirkung war eine furchtbare. Wenn der Schuss losgeht hört man das grauenhafte Sausen die ganze Flugbahn hindurch; es wird zu einem geisterhaften Getöse, das die Luft durchrauscht und endet mit einer dumpfen Detonation. Man sieht dann an der Stelle des Einbruches eine Rauchwolke aufsteigen. Der Feind begann uns kräftig zu antworten, aber trotzdem er ausserordentlich präzis schoss, that er niemand ein Leid an. Gegen Abend, es mochte 5 Uhr sein, stieg aus der Mitte der Stadt ein weisses Rauchwölkchen auf und spann sich mühsam durch das Blau des Himmels über die Berge. Aber in das Weiss flochten sich dunkle Strähne, die immer dunkler wurden. Bald wälzte sich eine mächtige Rauchwolke über die Dächer und zog mählig aufsteigend gegen Ost, während im Westen die Sonne in ihrem eigenen Golde erstickte und sich mit ihrem rosenfarbenen Busen in die Arme blauer Berge warf. Ich galoppierte weg zum Schlachtfeld von Koedoesberg. Noch sauste mir eine Bombe vom Long Cecil nach, aber bald war ich der Schussweite entrückt und nur mehr der weisse Rauch, die dumpfen Schüsse erinnerten mich daran, dass der Krieg, die Verwüstung und der Tod umgingen. Schleier

um Schleier warf die Nacht der Erde um das lächelnde Antlitz und Stern um Stern zündete der Pförtner des Himmels an, auch der Mond mit seiner geschwollenen Backe kam eilig hervor und wusch sich mit flüssigem Silber den Schlaf aus den Augen, als von ferne, wie kleine Zuckerdüten, das Lager des General Kolbi mir zuwinkte. Der General lud mich ein, sein Mahl mit ihm zu teilen, was ich, der Hungrige, sofort annahm. Dann setzten wir uns auf die Spitze eines steinigen Hügels, von dem man Kimberley mit allen Scheinwerfern sehen konnte. Die Nacht war herrlich und friedlich und ringsum lagerte Schlaf und Schweigen wie stumme Felsen im rauschenden Meer. So zog es mich auch hin, in das dunkle Reich des Schlummers und der Vorhang des Unbewussten fiel über das müde Auge.

Am 9. zeitig früh ritt ich wieder von dannen nach dem Koedoesberg, um das Gefecht zu sehen. Es war recht kühl heute und angenehm und ich ritt in gestrecktem Galopp nach dem Gefechtsfeld. Wohl hörte ich einige Kanonenschüsse hinter der vor mir sich hinziehenden Hügelkette, aber das Land hier ist so gross, alles so offen und so weit, dass ich es nur einem Zufall verdanke, zum Gefecht gekommen zu sein. Ich begegnete einem Verwundetentransport, der mir die Stelle deutlich erklärte. Und nach vierstündigem Ritt kam ich hin.

Es mochten 1500 Engländer mit sechs Kanonen gewesen sein, gegen 600 Boeren, die zwei Kanonen mit sich führten. Die englischen Lanciers und Highländer müssen eine Rekognoscierung vorgenommen und bei dieser Gelegenheit sich in den Besitz einer Position gesetzt haben. Als ich kam waren sie bereits im Rückzug und nach zwei Stunden sah man sie am Rietriver hinunterziehen. Auffallend war mir, dass die Lanciers in entwickelter Linie manövrierten und sich so zurückzogen. Eine Massregel, die für dieses flache Land nicht unpraktisch mir zu sein dünkt.

Um 10 Uhr ritt ich nach Jakobsdaal, wo ich mit meinem totmüden Pferd um 2 Uhr ankam. Dort hörte ich, dass die Boeren drei Tote und 13 Verwundete heute gehabt hätten.

Diesen Nachmittag spielte ich bis zum Finsterwerden Billard auf einem alten Tisch und kehrte zum Nachtmahl ins Lager zurück. Mein armer Pandigo ist wieder krank und ich weiss garnicht, was ich machen soll, da Bass, das andere Pferd, ganz zusammengeschunden ist.

Alles geht zu Ende, Tabak habe ich auch keinen mehr und Butter oder Fett, das klingt wie ein Märchen.

Meine Post, die ich so sehnsüchtig erwartet habe, wurde mir nach Kampferdamm geschickt, einen Brief, der nach Jakobsdaal adressiert war, hat sein Ueberbringer verloren.

Meine Kiste Bier, die ich, heiss wie die Juden den Messias, erwartet habe, und die von Bloemfontein nach vielen Wochen in Jakobsdaal angekommen ist, haben mir ein oder viele Unbekannte ausgetrunken. Ich habe die deutsche Ambulanz in Verdacht. Das war ein harter Schlag für mich. Dunkles, echtes Münchener Bier, 5 Shillinge die Flasche und 72 hätten es sein sollen. Aber mich hat das Schicksal hier so viel entbehren gelehrt, dass ich auch dies mit Ruhe und Gottergebung getragen habe, mit dem Hintergedanken, dass meine Leidensepoche doch bald zu Ende geht.

Nun bin ich, den 10. Februar wieder in Cronjes Lager. Die Lage hat sich nicht verändert, die Engländer sind immer noch still und müssig, die grosse Schlacht ist zu einem kleinen Gefecht herabgedrückt worden, und wer weiss, wie lange ich unter diesen schlechten Lebensbedingungen noch werde schlechteres Modderwasser trinken müssen.

Selbst die englische Kanonade ist schläfrig geworden. Am Tugela soll wieder gefochten werden. Ein Flüchtling aus Ladysmith hat die Nachricht gebracht, dass dort 1500 Mann, auch selbst General White an Typhus, Blattern etc.

krank darnieder liegen. Nur mehr 7000 Mann sollen kriegstauglich sein. Am 13., sagte er, würde die Garnison noch einen grossen Ausfall wagen und wenn der misslingt, sich übergeben. Lebensmittel sollen alle aufgezehrt sein, keine Kleider und Schuhe mehr, nur Jammer und Elend. Also doch noch Leute, denen es schlimmer geht wie uns hier.

Heute haben alle meine Tiere Ruhetag und ich schreibe diese Zeilen bei einer unbarmherzigen Hitze und Milliarden von Fliegen.

Wohl tauchte ich meinen Leib in die gelben Fluten des Modderriver und kühlte mich ab, aber wie lange hält dies an.

Mittlerweile verbreitet sich rings um mein Lager der Duft einer Schöpsenkeule, und ich höre sie bis zu der Stelle wo ich schreibe brodeln und schmoren.

Die drei Sekretäre des General Cronje besuchten mich gegen Abend, um mir Gesellschaft zu leisten; der Mond war aufgegangen und wir erholten uns von der Hitze des Tages, als wir in der Ferne bei Kimberley Kanonendonner hörten. Wir gingen gleich in das Lager zurück zum Telegraphenamt, um uns nach der Ursache des Bombardements zu erkundigen. Wir glaubten an einen nächtlichen Ueberfall der Engländer, um Long Tom zu nehmen. Aber es kam die beruhigende Nachricht, dass wir bei Mondschein die Stadt beschössen. —

Am 11., einem Sonntag, war alles ruhig; ich lag auf einer Decke vor dem Zelt am Boden und trank eine Tasse Kaffee, als ein Herr Engelberts, ein junger Holländer, von Jakobsdaal angeritten kam, um mir verschiedene frohe Botschaften zu verkünden. Erstens, dass viele tausend Engländer auf 2 Stunden von Jakobsdaal heranrückten, zweitens, dass bei Rama gekämpft werde, drittens, dass im Hotel in Jakobsdaal seit gestern Bier und Whisky zu haben sei. »Josef satteln« war meine einzige Antwort. Wir ritten sofort nach Jakobsdaal, stärkten uns gründlich, nachdem wir alle Be-

hörden um ein Permit für jedes Glas angehen mussten und ritten dann in Begleitung zweier Aerzte der deutschen Ambulanz nach dem Orte, wo die Engländer stehen sollten. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir eine Hügelkette, von welcher wir weit ausblicken konnten. Drei heranreitende englische Patrouillen zwangen uns, den Rückzug anzutreten. Es war bereits Nacht, als wir wieder in Jakobsdaal eintrafen. Ich blieb daselbst über Nacht und ritt zeitig früh hinaus. Schon bei Morgengrauen hörte man Geschützfeuer.

Die Nacht über sind 600 Boeren und zwei Kanonen den Engländern entgegengezogen und wir ritten, Engelberts und ich, in derselben Richtung, die die Boeren genommen hatten.

Schon zeitig begann heute die Hitze, kein Lüftchen regte sich und der heisse Staub legte sich als Kruste auf die Lippen. Wir ritten und ritten durch das weite, wüste, kahle Land, ohne etwas anderes als ferne Staubwolken zu sehen, die zum Himmel strebten. Und doch fiel Schuss auf Schuss in der Richtung nach Osten. Wir folgten dem Schiessen und kamen zu einer Farm, wo eben zwei Verwundete hereingebracht wurden. Es waren Inniskiller Dragoner, ein älterer Blonder und ein ganz junger; jener durch den Arm, dieser durch das Bein geschossen. Sie waren sehr erstaunt, zwei so freundliche Feinde zu treffen. Sie erzählten, dass Kitchener mit 14000 Mann Kavallerie und Mounted-Infanterie und vielen Geschützen im Anmarsche sei, sie selbst wären die Spitze einer Gefechtspatrouille. Ihre Pferde wurden zuerst erschossen und dann sie verwundet. Sie konnten sich garnicht erklären, wie die Boeren dorthin gekommen waren, da weit und breit nichts zu sehen war. Wir beruhigten sie, dass wir schon lange von ihrer Ankunft unterrichtet seien. Ihr Regiment war eben von Kolsberg angekommen und sie hatten gar keine Ahnung, wohin sie nun marschieren würden. Wir verliessen die Farm, wo kein Tropfen Wasser zu haben

war und ritten in der uns angezeigten Richtung. Bald sahen wir die einfallenden Granaten und platzenden Shrapnels. Besonders auf einen Hügel konzentrierte sich das Feuer. Also dorthin. Auf diesem Hügel stand eines unserer Geschütze, welches von 12 feindlichen beschossen wurde. Vor uns zog sich unter Staubsäulen eine unendlich lange Linie von schwarzen Gestalten, die sehr langsam sich fortbewegten. Noch immer hatte ich keinen Boeren gesehen. Ungefähr 16 engl. Meilen nordöstlich von uns wurde ebenfalls geschossen.

Die Situation war nun folgende: vor mir eine englische Kavallerie-Division mit 18 Geschützen, welche über Blaauwbank-Drift nordwärts auf ein unbekanntes Ziel zusteuerte. Am Montag um 12 Uhr Mittag befand sich die Division noch zum grössten Teil am linken Ufer des Rietriver in einer langen halbkreisförmigen Linie. Ich ritt zu unserer Artillerie, die auf einem Hügel gegenüber der Blaauwbank-Drift aufgestellt war. Man konnte hier die ganze Sachlage übersehen und zugleich die Anzahl des Feindes schätzen. In diesem Augenblick zählte er nicht mehr als 6000 Mann, sämtlich beritten. Unsere Boeren, unter General De Wett und Kommandant Cronje, des Generals Bruder, lagen zwischen Kaffeefontein und den Engländern und zwar, von mir aus gesehen, im Rücken des Feindes. Ich glaube dieser 11. Februar war der heisseste Tag, den ich in diesem Kriege erlebt habe. Man konnte sich nirgends niedersetzen, der Boden glühte. Nur mit Anspannung der ganzen Willenskraft konnte man sich fortbewegen. Bald erkannte ich, dass der Feind nicht auf Kaffeefontein marschierte. Er hatte die ursprüngliche Richtung aufgegeben und zog sich ganz nach Norden. Unmittelbar nach Mittag blieb alles stehen, nur von Zeit zu Zeit wurde ein Hagel von Shrapnels auf uns, nämlich die Boerenkanone, geschleudert. Wie durch ein Wunder blieben wir unverletzt. Zwischen unserer Stellung und Jakobsdaal

ritten feindliche Patrouillen ungehindert umher und ich schwebte in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Ich zog es daher vor, nach Cronjes Lager zurückzureiten. Am Wege nach Jakobsdaal stieg ich bei Watervalldrift ab und warf mich in das Wasser, das ich aus der hohlen Hand, so warm und stinkig es war, mit Hast schlürfte. Während ich eben meinen Leib im seichten Flusse so gut es ging kühlte, überschritt auf 200 Meter Entfernung der Feind die Drift, Kolonne um Kolonne mit vielen Geschützen.

Um mich war mir nicht bange, ich duckte mich unter eine Weide, aber mein Pferd stand da regungslos in schwere Meditationen versunken, halb tot vor Müdigkeit. Zum Glück blieben ich und Bass unbemerkt und bald konnte ich fröhlich weitertraben. Ich kam gegen 5 Uhr abends in Cronjes Lager an. Der General war nicht zu Hause, so ging ich schnurstracks zu meinem Zelt und Wagen, um dort zu essen. Aber mein Diener hatte nichts vorbereitet, er glaubte ich würde in Jakobsdaal essen. Das war hart für mich. Fleisch hatte er auch keines. So schwand auch der Schimmer einer Hoffnung auf eine Mahlzeit. Ich legte mich hin und meine müden Knochen lächelten friedlich vor Behagen. Auch die Sonne gab es etwas billiger, sodass der anbrechende Abend ein recht angenehmer zu nennen war. Um 7 Uhr ging ich ins Lager zurück, um mit General Cronje zu sprechen. Er war in bester Laune. Ich machte ihm an der Hand einer Karte einen eingehenden Bericht über das, was ich gesehen hatte, gewann aber nicht den Eindruck, dass er sehr gut Karten lesen könne. Zum Schluss sagte er: »nur Reiter, die schiessen und fangen wir«. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass die englische Truppenbewegung zweifellos eine Umgehung bedeute und dass er etwas zum Schutz der beiden Driften in unserem Rücken thun müsse. Cronje lachte und meinte, dass die Engelsche niemals so weit marschieren könnten. Ich empfahl mich und ging schlafen. Den nächsten

Morgen, den 12. Februar, kehrte ich ins Lager zurück, um nach Neuigkeiten zu fragen.

Der Sekretär Kaiser sagte mir: »Nichts Besonderes«. Das war doch unmöglich, es musste sich doch etwas im Osten ereignen, wo die Truppen doch nicht stille stehen konnten; von De Wett waren keine Nachrichten eingelaufen. Cronje hatte sich, wie alltäglich, zu den Schanzen von Maagersfontein begeben. Noch immer erwartete er dort den Angriff und zwar stündlich. Das Kavalleriemanöver war und blieb für ihn ein ungefährlicher Scheinangriff. Dass aber Fussvolk um Fussvolk hinter der Kavallerie folgte, wusste er nicht. Ich ass zu Mittag, nachdem ich 24 Stunden nichts gegessen hatte und bestieg Pandego, um auf den Kriegsschauplatz hinter Jakobsdaal zu reiten.

Auf halbem Weg nach Jakobsdaal sah ich in der Ferne eine kleine Abteilung, die trabte und deren Reiter leicht ritten. Das konnten keine Boeren sein. Ich lenkte vom Weg ab und folgte querfeldein der Richtung dieser Reiter. Nachdem ich über eine Stunde scharf geritten war, erreichte ich eine Anhöhe, von welcher aus ich zu meinem allergrössten Erstaunen ein Regiment englischer Kavallerie marschieren sah.

Wie kamen die Engländer dorthin mitten in unseren Rücken? Ich galoppierte ins Lager zurück und alarmierte. Die Boeren krochen unter ihren Wagen und Zelten herum und hörten mich mit offenem Munde an. Dann aber lachten sie, schüttelten ungläubig den Kopf und erklärten meine ganze Geschichte für ein Märchen. Der Sekretär des Generals, der einzige Mann von Bedeutung, der im Lager anwesend war, kam auf mich zu und sagte mir in belehrendem Tone, ich möge doch nicht useless (nutzlos) die Boeren aufregen. Der General würde gegen Abend nach Hause kommen und seine Massregeln treffen. Ich aber ritt nochmals hinaus, um die Bewegungen des Feindes zu studieren. Ein junger Holländer,

namens Engelberts, begleitete mich, kehrte aber bald um und ritt irgendwohin, wo es sicherer war. Als ich wieder auf derselben Höhe anlangte, war nichts mehr zu sehen. Und nun fing ich selbst an zu zweifeln. Sollte ich mich geirrt haben? Waren es nicht doch Boeren gewesen? Ich ritt weiter in der Richtung nach der Ronddavel-Drift. Ich mochte eine halbe Stunde unterwegs sein, als ich abermals des feindlichen Regiments ansichtig wurde. Diesmal aber schien es mir eine Brigade zu sein; ich ritt wieder zurück in das Lager. Dort war nichts geschehen. Die Boeren hatten sich wieder der Ruhe ergeben. Nun aber machte ich heftige Vorstellungen, schimpfte gröblich und stiess dennoch wieder auf allgemeinen Unglauben. Der Kommissarius Arnoldi wollte, ich solle ihm den Feind zeigen. Das war leicht gesagt, aber meine Pferde konnten nicht mehr laufen. Er stellte mir eines seiner Pferde zur Verfügung, und nach Verzug von einer Stunde konnten wir abreiten. Ich führte Arnoldi den Fluss entlang am linken Ufer nordostwärts und nach 20 Minuten konnte ich ihm bereits eine Patrouille zeigen. Bald darauf die Truppe selbst. Wir ritten zurück und fanden das Lager in heller Aufregung. Die Nachricht, dass einige Lager im Rücken vernichtet worden, hatte sich rasch verbreitet und die Boeren liefen am Rand des Flusses entlang, zu Fuss und zu Pferd dem Feind entgegen. Ich ritt zu Cronje, der eben nach Hause gekommen war. Ich fand ihn in schlechter Laune. Es schien, dass er böse auf mich sei, als ob ich die Engländer hergebracht hätte. In Wirklichkeit ärgerte es ihn sehr, dass ich, der Fremde, den Feind entdeckt hatte, während seine Leute schliefen. Er gab seine Befehle ohne Präzision in allgemeinen Phrasen. Uebrigens war die Aufregung so gross, dass jeder that, was er wollte. Gegen 7 Uhr hörte ich die ersten Schüsse, ich ritt dorthin und sah, dass der Feind sich zurückzog. Ich verliess daher die Boerenlinie, die sich sofort hinter Deckungen

gebildet hatte und ritt dem Feinde nach. Nordöstlich war ein Feldbrand während des Tages ausgebrochen, der nun, bei Beginn der Dunkelheit, rötlich schimmerte. Ich ritt weiter und sah, dass der Feind sich gegen Olifantsfontein hin bewegte. Aber mir schien, als ob in der Ferne grosse Abteilungen marschierten. Es mochte acht Uhr sein.

Der Himmel war schwer umwölkt, Blitze fuhren durch das dunkle Firmament und überall leuchtete es unheimlich auf. Ein furchtbarer Sturm hatte sich plötzlich erhoben und bevor ich mich dessen versah, stand ich mitten in pechschwarzer Nacht. Nur der Feldbrand mit seinem rosenfarbenen Schimmer blieb sichtbar. Ich sah mich in in einer schrecklichen Situation, zwischen zwei feindlichen Abteilungen bei tiefer Finsternis, ohne Erkennungszeichen. Bald hatte ich auch jeden Anhalt verloren, wo ich mich befand. Ich wusste, dass der Fluss im Osten lag, aber wo war Osten? Und wimmelte der Fluss nicht von unseren Leuten, die auf alles schiessen, was sich bewegt?

Mein Pferd ging nur mehr unter Stockstreichen vorwärts und stolperte über Steine und Ameisenhaufen jeden Augenblick. Büsche, so klein sie waren, bildeten einen Gegenstand des Schreckens; weidende Pferde waren eine feindliche Abteilung und vieles mehr. Dabei blies der Sturm den Sand erbarmungslos in die Augen und obwohl ich ritt und ritt, kam ich weder an den Fluss noch auf einen Weg. Der Grasbrand schimmerte nur mehr schwach und ich wechselte meine Richtung, ohne es zu wissen, fortwährend. Die Verzweiflung hatte mich erfasst und ich hätte weinen mögen. Da, auf einem felsigen Rand sah ich Gestalten sich bewegen. Die Wolken, vom Sturm zerrissen, hatten dem Mond etwas Platz gemacht, sodass die Finsternis nachliess. Ich machte einen krummen Rücken, wie ihn die Boeren beim Reiten zu haben pflegen, schloss im Geiste mit meinem Leben ab und ritt auf diese Leute zu. Immer näher. Jetzt,

jetzt dachte ich, werden sie schiessen, aber es rührte sich nichts. Endlich war ich herumgekommen. Ich sprang vom Pferde und ging zu den Leuten hin. Die waren sehr erstaunt, wollten mir nicht glauben, wer ich sei, bis einer mich zum Feldkornet führte, der mich kannte.

Die Boeren hatten mich nicht gesehen; der Sandsturm rettete mein Leben. Die Leute rieten mir, dort zu übernachten; ich schlug aber diese Einladung ab, ich wollte nach Hause. Sie zeigten mir dann den Weg und ich ritt fort. Abermals gelangte ich auf Irrwege und abermals sah ich mich mitten in der Nacht vollkommen verloren. Mein Pferd konnte nicht mehr, ich musste es führen. So ging ich suchend stundenlang herum, bis mich eine Telegraphenleitung rettete. Gegen 4 Uhr nachts kam ich in mein Zelt zurück. Ich warf mich angekleidet, wie ich war, hin und schlief.

Dienstag, am 13., in der Frühe begann in unmittelbarer Nähe des Lagers das Geschützfeuer des Feindes. Ich ritt sofort auf Pandigo hinaus, auf diesem viel geplagten Pferde, das bereits wie eine Sardelle aussah. Cronje blieb in seinem Zelt und schrie nur heftig seine Boeren an, sie sollten doch die Engelsche skiete und fange. Nur sein zweiter Adjutant, Penzhorn, begab sich an den Ort der That, in meiner Begleitung. Drei englische Meilen weit lagen unsere Leute hinter Steinen und im Flusse, überall dort, wo die geringste Aussicht auf einen Kampf drohte. Hinter mir rasselten zwei rasch heranfahrende Geschütze, ein Krupp und ein Nordenfeld.

Man hörte Gewehrfeuer und Granaten, aber woher es kam, wo unsere Leute, wo der Feind war, wusste niemand; für mich blieb die Thatsache unzeifelhaft, dass der Feind bei der Drift sein und dass unser einziger Weg dorthin führen müsse. Ich habe dieser Ansicht Nachdruck zu verschaffen versucht, ohne den Feldkornet zu irgend einer wie

immer gearteten Handlung zu vermögen. Es herrschte Ratlosigkeit, Anarchie und Verwirrung. Ich ritt mit der Artillerie eine Bergspitze hinauf. Vom Fluss aufwärts schob sich eine Kavallerieabteilung an uns heran. Wir gaben zwei Schüsse auf sie ab. Da kam ein Boer gelaufen und erklärte, das seien unsere Leute. Es war aber nicht richtig, wir hatten Engländer beschossen. Die Kruppkanone wurde bald das Ziel der feindlichen Artillerie, und Shrapnel um Shrapnel platzte in der Nähe, meist hinter uns.

Weiter westlich lag in einer Versenkung die Farm Kalkfontain. Hier wurde hart gefochten. Eine tapfere Abteilung unter Kommandant Debeer verteidigte sich mutig. Penzhorn ritt zurück um Leute herbeizurufen, Debeer zu verstärken. Aber dazu hatte niemand Lust. Das Geschützfeuer im freien Felde erschütterte die Nerven der Boeren, sie ritten einzeln und zu zweien im Schritt davon. Als ich zur Kalkfonteinfarm zurückkehrte, sah ich einen Schimmel übers Feld galoppieren. Ich ritt auf ihn zu und fing ihn, während einige Kugeln sich bemühten, mich daran zu hindern. Ich bedurfte eines Pferdes so notwendig. Ich setzte mich auf den Schimmel und entlastete Pandigo auf diese Weise. Mittlerweile war es Mittag geworden. Die Sonne vergoldete den Rauch der Geschütze und brach die Kraft des Gefechts. Das Schiessen hatte aufgehört. Major Albrecht, der von Magersfontein angeritten gekommen, übernahm die Leitung der Kanonen und suchte noch weiter westlich eine bessere Position.

Ich kehrte ins Lager zurück, wo mich mein Mittagsmahl erwartete. Ich war schlechter Laune, denn über den Ausgang dieses englischen Angriffes konnte kein Zweifel mehr sein. Seit ich hier weilte, hatte ich Cronje und jeden Mann darauf aufmerksam gemacht, dass für die Engländer ein anderer Weg nach Kimberley überhaupt nicht existiere und bin doch immerfort auf Unglauben gestossen. Nun nahte die Stunde der Erfüllung.

Der Bruder des Präsidenten Stein, Landdrost in Jakobsdaal, kam zu Pferde und verlangte Leute zur Verteidigung dieses Ortes, der unmittelbar bedroht sei. Cronje verweigerte ihm dies, er könne seine Operationsbasis nicht so erweitern, da er ohnehin schon überall und nirgends seine Leute verstreut habe. Der Landdrost kam zu mir und teilte mein Mittagsmahl. Er hatte eine Flasche Whisky mitgebracht, die sich keines langen Lebens erfreute. Sein Humor war trotz der traurigen Situation ein glänzender.

Da langte eine Depesche an, Oberst Henri und 100 Mann berittene Northumberlands seien in Jakobsdaal eingerückt, hätten das Hospital und das Landdrostamt besucht und seien weiter geritten.

Man nahm das so auf, wie einen gelungenen Scherz. Die Zuversicht der Boeren war noch immer eine unerschütterliche. Um 4 Uhr ritten wir wieder hinaus aufs Schlachtfeld. Die Ambulanzwagen walteten ihres Amtes. Die Verwundeten lagen zu Vieren in einem Wagen. Mancher fuhr direkt ins Jenseits, andere erwarteten besinnungslos die Stunde der Erlösung. Ich führte den Landdrost an die Stelle, wo morgens gekämpft worden war. Die Boeren arbeiteten daran, die Nordenfeld-Maxim zu befestigen. In weiter Ferne sah man mit dem Perspectiv grosse Mengen berittener Engländer marschieren. Alle hatten die Richtung nach Kimberley. Cronje, der auch herausgekommen war, erklärte noch immer, dass der Angriff in der Front erfolgen werde, und dass dies nur ein Scheinmanöver sei. Der Abend verlief ruhig und ohne weitere Ereignisse. Doch trafen alarmierende Nachrichten von grossen anrückenden feindlichen Truppenkörpern, und zwar diesmal Infanterie, ein. Cronje fing an die Sachlage zu verstehen. Ich legte mich in meinen Wagen und schlief gleich ein, obwohl die Lage, in der wir uns befanden, die denkbar gefährlichste war. Alle Truppen auf

grosse Entfernungen zerstreut, war das Lager jedem feindlichen Angriffe auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Um 2 Uhr nachts am 14. erging der Befehl, das Lager abzubrechen. Ich ahnte nur im Schlafe etwas von der Unruhe, die ausgebrochen war, blieb aber liegen. Um 4 Uhr setzte sich mein Wagen in Bewegung, ohne mich aufzuwecken. Als ich aber um 7 Uhr aufwachte, hatten wir ein anderes Lager bezogen. Dieses lag in einer Mulde den irdischen Blicken entzogen und so ziemlich vor einem Angriff gesichert. Ringsum aber rollte der Donner der Kanonen und knatterte das Gewehrfeuer. Ich ritt hinaus und begegnete bereits flüchtigen Boeren. Dem einen war das Gesicht zerrissen von einer Granate, die in seiner Nähe geplatzt war. Zwei tote Boeren lagen nicht weit und einige Pferde. Ein Verwundeter rief laut um Hilfe, und mitten hinein fielen Granaten und platzten Shrapnels. Ich trachtete die Boeren aufzuhalten. Aber umsonst, sie gingen direkt in die Schanzen. Die Uebermacht der Engländer sei zu gross. In Wirklichkeit aber hatte das Abbrechen des Lagers eine allgemeine Panik hervorgerufen. Als ich erkannte, dass die Sache verloren sei, ritt ich ins Lager zurück. Dort war Oberst Villebois eben angelangt. Auch er erkannte, dass die Partie ohne Hoffnung sei. Eine Depesche lief ein, dass um Jakobsdaal gekämpft werde. Ich ritt mit dem Landdrost dorthin. Auf der Spitze des Hügels angelangt, von wo aus man Jakobsdaal sehen kann, erblickten wir 5000 Engländer, die unaufhaltsam vorrückten. Der Landdrost machte kehrt, während ich in den Ort hineingaloppierte. Schon schlugen einige Kugeln in die Wände der Häuser und unheimlich knatterte es aller Orten. Ich ritt ins Hotel und trank zwei Flaschen Bier, das den Tag vorher angekommen war, nachdem wir zwei Monate keinen Tropfen gesehen. Mein Durst war kaum noch Durst zu nennen. Auf meiner Zunge brannte eine Sahara-Trockenheit. Ein englischer Stabsarzt und ein

Mitglied der deutschen Ambulanz leisteten mir Gesellschaft. Ich ging ins Lazareth, wohin fortwährend Verwundete gebracht wurden und wo Oberst Henri lag, der noch gestern, als er Jakobsdaal verlassen, verwundet worden war. Ich setzte mich auf sein Bett und unterhielt mich mit ihm. Die Kugeln pfiffen um das Lazareth und alles suchte nach einer Deckung. Ich sah unsere Boeren fliehen. Als ich bald darauf, begleitet von Dr. Hildebrand, die Schwelle des Hauses wieder überschritt, marschierten die Engländer ein. Ich sprang auf mein Pferd und unter einem Regen von Kugeln, jagte ich über einen Kilometer dahin, vom Staub bedeckt, den heulende und krachende Granaten auf mich schleuderten. Ich war der letzte, der Jakobsdaal verliess. Diesen Ritt werde ich nie vergessen. Wie Bienen summten die Kugeln durch die Luft und fielen in den Boden, kleine Staubwölkchen aufwerfend. Ich ritt so schnell ich konnte. Aber plötzlich wollte Bass nicht mehr, er blieb stehen, ich sprang ab und sah, dass der brave Gaul getroffen war. Ich lief nun zu Fuss. Zum Glück begegnete ich meinem Wagen und Pandigo. Mein Diener war mir nach Jakobsdaal nachgefahren. Ich setzte mich sofort auf Pandigo und befahl meinem Diener wieder zurückzufahren. Ich ritt ins Lager. Dort herrschte vollständige Ratlosigkeit. Cronje sass gebrochen in seinem Zelt und seine Frau streichelte ihm den Kopf. Boeren traten ein, die einen Kriegsrat wünschten. Cronje antwortete ihnen, dass er jetzt die Offiziere nicht von ihren Leuten wegrufen könne. Darauf wurde beraten und die Anwesenden machten ihre Vorschläge. Man wollte nach Boshof fliehen und Kimberley im Stich lassen. Die Beratung endete damit, dass die Flucht eine beschlossene Sache wurde.

Ich lud Oberst Villebois ein bei mir zu essen, was er mit Freuden annahm. Mein Wagen stand wieder dort,

wo ich die ganze Zeit über gelebt, und dorthin ritten wir. Der junge Holländer Engelberts schloss sich uns an. Wir nahmen unser Abendbrot am Ufer des Modderriver und liessen die Nacht mit allen ihren Rätseln auf uns herniedersinken. Hoch am Himmel stand der Mond und sein weisses Licht floss wie ein breiter Milchstrom über das geisterhafte Dunkel der Erde. Jeden Augenblick konnte der Feind antraben. Nichts hinderte ihn, nur der Zufall. Wir hielten nun auch einen Kriegsrat, was zu machen sei. Villebois hatte seinen Wagen in Scholzesfarm gelassen, er musste dorthin zurück. Ich wollte nicht mit Cronje fliehen, das vertrug sich mit meinen Grundsätzen nicht. So blieb mir nach langer Ueberlegung nur das eine übrig, die feindliche Linie, die uns in grossem Bogen umfasste, zu durchschleichen.

Gegen 9 Uhr ritt Villebois ab. Er nahm Abschied mit der stillen Frage, wer von uns beiden heute den Treffer oder die Niete ziehen werde. Meine armen Tiere hatten den ganzen Tag kein Futter gesehen und fortwährend laufen müssen. Pandigo war traurig und suchte am Boden nach etwas Essbarem. Um 10 Uhr brachen wir auf. Die Maulesel mit dem Wagen voran, Engelberts und ich hinterdrein. Es ging langsam und schweigsam vorwärts. Ich hatte den Weg über Paardebergdrift gewählt. Kommen wir über die, dann sind wir gerettet. Je mehr wir uns der feindlichen Linie näherten, desto mehr wuchs die Aufregung. Ich glaubte zwar, dass unsere Leute die Drift noch besetzt hielten, aber wer wusste, ob sie nicht schon davongelaufen waren. Der Mondschein zauberte allerhand Schreckbilder auf die Oberfläche. Waren das nicht Zelte dort am Fluss? Nein, es waren Kaffernhütten. Und immer wieder tauchten verdächtige Dinge auf. In der Ferne ein Licht. Also dort lagerten die Engländer. Es war weit und westlich von unserem Wege. Aber auch am linken Ufer des Flusses zeigte sich ein Licht und verschwand wieder. Die Sache

fing an unheimlich zu werden, denn mir war, als hätte ich Stimmen gehört. Mitternacht vorüber, constatierte Engelberts. Ich riet, in den Wagen zu kriechen und die Pferde nachzuführen. Vielleicht kämen wir so als Ambulanzwagen durch. Wir krochen in den Wagen. Durch die grosse regungslose Stille knackten die Achsen des Wagens und pfiff manchmal die Peitsche über die Maulesel. Endlich hatten wir die Drift erreicht. Nichts, garnichts Verdächtiges war zu sehen. Wir lenkten ein, um sie zu überschreiten. Da erscholl aus den Büschen eine tiefe Stimme: »Who go's there?« »Friend«, rief Scott, mein Schwarzer. Mir stockte das Blut in den Adern. Kein Zweifel mehr, wir waren gefangen. »Stop!« klang es aus den Büschen und drei englische Soldaten kamen mit gefälltem Bajonetten auf uns zu. Wir stiegen aus und folgten nun alle zusammen zum nicht weit entfernt liegenden Kompagniechef. In leicht aufgeworfenen Schanzen schlief die ganze Kompagnie im Halbkreis. Der Kommandant Major Gremshow auf einem Flügel der Stellung, der ganzen Länge nach ausgestreckt, während der Mond ihm in das glatt rasierte rote Antlitz schien. Nach kurzem Kampfe mit seinem Bezwinger Morpheus erhob er sich und schnauzte allerlei herum, bevor er uns eines Blickes würdigte. Dann steckte er sein Monocle ein und von seiner schwindelnden Höhe herunter strich sein forschender Blick verächtlich über uns. Mein Diener stand da, gebrochen und in sich versunken, wie jemand, der vor der Vollstreckung der Todesstrafe steht. Nun wurde der Sergeant geweckt, sowie einige Soldaten, die nicht eben freudig ihre Lagerstätten verliessen. Wir wurden hintereinander zwischen je zwei mit gezogenem Bajonett bewaffnete Soldaten in einer Reihe aufgestellt. Dann erteilte der Major noch einige geheime Befehle dem Sergeanten und auf das Kommando: »Quick march« setzten wir uns in Bewegung. Engelberts marschierte vor mir, als ob er nie etwas anderes gethan hätte. Josef hinter mir

und dann die Schwarzen. Unser Weg führte an einem zerstörten Boerenlager vorüber, und der Duft verfaulender Pferde mischte sich mit unserem Athem. Bald sahen wir viele grössere Feuer weit verstreut. Es war Kitcheners Lager, etwa 15000 Mann. Und nun begann eine endlose Wanderung für uns. Jedes Regiment kampierte für sich mit seinem Train. Es war schön, diese Scharen schlafender Truppen zu sehen. Sie lagen am Boden in langen Reihen, die Gewehre in Pyramiden zusammengestellt. Meine Gefangenen-eskorte gehörte dem Essex-Regiment an und wir suchten den Lagerplatz dieses Regiments überall ohne Erfolg. Niemand von den vielen Gefragten konnte uns die zutreffende Richtung weisen. So vergingen drei Stunden, ohne dass unser Suchen zum Ziel geführt hätte. Da befahl der Sergeant auszuruhen. Wir setzten uns auf den Boden und schwatzten ganz gemütlich mit den Soldaten. Das waren brave Leute ohne jeden Schimmer von Brutalität, vielmehr voller Mitgefühl. Sie hätten ein Recht gehabt, böse auf uns zu sein, denn wir hatten sie, nach solchen Anstrengungen am Tage, um ihren Schlaf gebracht, aber sie liessen es uns nicht entgelten und waren sehr zuvorkommend. Sogar ihr Wasser haben sie mit uns geteilt. Ich kann garnicht sagen, was für Gefühle mich in dieser Nacht beschlichen. Ein Gefangener! Giebt es etwas Beschämenderes im Kriege! Und dann wie ein Verbrecher herumgeschleift zu werden von Lager zu Lager, dabei vollkommen im Dunkel über die Zukunft. Und diese Müdigkeit, diese Abspannung. Was waren das für anstrengende, aufregende Tage gewesen? Nach kurzer Rast marschierten wir wieder dorthin woher wir gekommen waren. Major Gremshow wurde wieder geweckt. Er fluchte im Halbschlaf und befahl uns zu ruhen, während eine Wache um uns aufgestellt wurde. Ich schlief nicht, so müde ich war. Die bange Erwartung, die Aufregung der Nacht machten es unmöglich.

Uebrigens war es 4 Uhr und um 5 Uhr begann der Kanonendonner in nicht allzu grosser Entfernung. Wie ich später hörte, versuchte Cronje den Durchbruch mit allen seinen Leuten zu erzwingen, nachdem er einen Teil seines Lagers im Stiche gelassen hatte.

Als ich mich erhob und meinen Wagen besichtigte, sah ich, dass ich während unserer Irrgänge vollständig ausgeraubt worden war. Selbst das Buch, worin ich meine Gedichte einzuschreiben pflege, war verschwunden, weil es einen Messingrand hatte, der wahrscheinlich für Gold gehalten worden war. Diese Entdeckung machte mich traurig. Alle Andenken vom Kriege waren fort, meine Photos, die ich gemacht hatte, zerstört, — meine Briefe weg. Kein Taschentuch, kein Hemd, kein Kragen war mehr in meinen Besitze. Ich meldete mich beim Major und bat ihn, er möge mir das Buch, was für niemanden einen Wert haben könne und worin ich meine Gedichte eingetragen, und meine goldene Uhr, ein Andenken, zurückerstatten. »Der Major erschrak. Warten Sie,« sagte er, »Sie sollen es zurückhaben.« Und nach wenigen Minuten kam er mit Buch und Uhr. »Fehlt noch etwas?« fragte er. »Nein,« antwortete ich. Ich war so froh, diese zwei Gegenstände zurückzuerhalten, dass ich auf alles andere verzichtete. Dann entschuldigte sich der Major bei mir. Auch für eine Mahlzeit beeilte er sich zu sorgen. Wir hatten einen wahren Heisshunger und der blosse Gedanke an etwas Essbares erhob das so tief gesunkene Gemüt. Eine Herde Ziegen kam eben meckernd den Fluss entlang. Im Nu wurden einige gefangen und geschlachtet. Da Josef zu garnichts zu bewegen war, nur wie ein geistig Gestörter vor sich hinstarrte, bereitete Skott den duftigen Braten. Der Kanonendonner entfernte sich allmählich und mit Wehmut dachte ich daran, dass dies vielleicht der letzte sei, den ich hören würde. Wie werde ich dieses wunderbare Leben voll

Aufregungen entbehren können? Obwohl meine seelische Verfassung keine glänzende war, ertrug ich meine Lage mit Gleichmut. Gottergeben fügte ich mich in alles, und als um Mittag bei einer Gluthitze uns die Augen verbunden wurden und wir an der Hand geführt, stolpernd ins Lager gingen, hatte unsere Not den Höhepunkt erreicht. Unter dem Hohngelächter und Gespött der Neger passierten wir Lager um Lager, dann den Fluss, und gegen 3 Uhr hielten wir endlich an. Ich war ganz schwindlig geworden. Eine milde Soldatenhand reichte mir Wasser und das that mir wohl.

Nach kurzer Pause kam ein Offizier und nahm die Binden herunter. Wir befanden uns bei einer Farm. Wir wurden mit dem Gesicht gegen die Mauer gestellt und mussten einige Zeit der Dinge warten, die da kommen würden. Officiere gingen aus und ein, Reiter sprengten hin und her, alles war in Aufregung. Wie ich bald darauf hörte, hatte Kitchener hier sein Hauptquartier. Den Namen der Farm habe ich vergessen, sie liegt unmittelbar an der Klippdrift. Endlich näherte sich ein Offizier und verlangte meinen Namen; ich nannte ihn und überreichte ihm meine Papiere, die mich als Kriegskorrespondenten bezeichneten. Er lud mich sofort ein, unter den Offizieren Platz zu nehmen und ich bekam Whisky und Wasser, dann Thee. Alle Herren waren von ausgesuchter Höflichkeit. Den Namen dieses braven Majors konnte ich leider nicht erfahren. Nach einigem Warten kam der Major aus dem Hause wieder heraus und brachte die erlösenden Worte, dass ich auf Wort freigelassen würde. Er liess mich eine Erklärung unterzeichnen, die dahin lautete, dass ich mich auf Ehrenwort verpflichtete, mit dem nächsten Schiff nach Europa zurückzufahren. Wie gerne unterschrieb ich dieses Schriftstück. Dann stellte er einen Pass aus für uns alle, und um 6 Uhr abends, den 17., war ich wieder ein freier Mann. Wir fuhren und ritten nach

Jakobsdaal. Am Wege dorthin begegneten wir den Spuren des Gefechts am Morgen. 32 Pferde lagen, in einer Reihe ausgerichtet, tot da. Wahrscheinlich die Folgen einer Kavallerieattaque. Prächtige grosse Pferde mit entsetzlich aufgeblähten Bäuchen. Eine Schar von Geiern kreiste um sie herum. Es fing schon an dunkel zu werden, als wir drei Engländern begegneten, die uns halten liessen. Wir zeigten unsern Pass und sie entpuppten sich als Kriegskorrespondenten von Daily Telegraph, Morningpost und Standard. Sie hatten in Jakobsdaal bereits von meinem Ritt mitten im feindlichen Feuer gehört und freuten sich, mich zu treffen. Leider musste ich bald weiter reiten, um nicht zu spät bei den Vorposten anzukommen. Gegen 9 Uhr gelangten wir nach Jakobsdaal. Wieder mussten wir ein grosses Lager passieren. Doch mit verhältnismässig wenig Schwierigkeiten kamen wir durch.

So war ich nun wieder an dem Orte, wo ich so viel geweilt. Aber das Bild hatte sich verändert, überall englische Soldaten, Geschütze und Pferde. Wir ritten an der Ambulanz vorbei, wo die Doktoren erstaunte Gesichter machten. Als ich ihnen den Sachverhalt erklärte, verfiel ich dem allgemeinen Hohngelächter. Dann aber eilte ich in das Hotel, wo neuerdings grosses Staunen über mein Kommen herrschte. Die vielen Töchter des Hauses empfingen mich mit der Freude, welche man beim Wiedersehen eines guten alten Bekannten empfindet und versprachen mir sofort ein Nachtmahl zu bringen. Am grossen Tische, wo einst Landdrost, Postmeister und andere Honoratioren gesessen, hatten nun lauter Offiziere im Khaki Platz genommen. Ich setzte mich bescheiden auch dorthin und bald frug mich ein kleiner älterer Herr vis-à-vis, wer ich sei, nachdem er mir Cognak angetragen hatte. Ich erklärte ihm in Kürze meine jüngste Vergangenheit und er schien zufrieden zu sein. Es war General Wavell, der Jakobsdaal eingenommen hatte. Nach dem Nachtmahl

ging ich zu den deutschen Aerzten, die bei vielen Flaschen Bier sassen. Hier lüftete sich das Dunkel, welches über meiner Kiste Bier schwebte. Diese Flaschen nämlich, die ich eben vor mir stehen sah, waren die letzten aus meiner Kiste gewesen. Nun, ich trank wenigstens einige davon. Verhältnismässig spät gingen wir zu Bette. Ich natürlich in Gottes freier Natur.

Am nächsten Morgen, Samstag, den 17., konnte ich mich endlich nach so vielen Tagen waschen. Dann ging ich den österreichischen Militärattaché aufzusuchen. Ich fand ihn in dem Hause des General Roberts. Er war sehr erstaunt mich hier zu sehen. Ich sagte ihm, ich sei nur Kriegskorrespondent gewesen, worauf er mir antwortete, dass jedermann wisse, dass ich gekämpft hätte. Das hatte ein nebenstehender Herr verstanden, Lord Stanley, der mir später Schwierigkeiten zu machen versuchte. Ich wurde dem General Tucker vorgestellt, der meine Papiere untersuchte, und mir dann einen Brief für Major Hume's Intelligenzbureau gab. Ich verabschiedete mich und ging zu Major Hume, der recht weit wohnte. Hinter mir her Lord Stanley. Dieser sprach mit Major Hume zuerst, was, konnte ich nicht hören, aber ich fürchtete damals sehr, dass meine Freilassung rückgängig gemacht werden könnte. Trotzdem war der Major von ausgesuchtester Höflichkeit. Er gab mir einen Sessel und liess mich etwas warten. Nach einiger Zeit überreichte er mir einen Brief, mit welchem ich in die Proviantur zu Major Poar Provost Marchal gehen sollte. Nun konnte ich den Major nicht finden und musste zu Hume zurück. Er begleitete mich und wir fanden Poar bald. Dieser Major, ein berühmter Crikettspieler, behandelte mich ebenfalls mit grösster Zuvorkommenheit. Nach längerer Unterredung sagte er mir, ich möchte um 5 Uhr zu ihm kommen. Mittlerweile kehrte ich ins Hotel zurück, wo mir die guten Wirtsleute von ihrem eigenen Mahl reichten. Die Armen waren sehr gedrückt, denn

man hatte ihren Sohn und Bruder als Gefangenen weggeschleppt. Hier machte ich die Bekanntschaft von vielen Offizieren und sass wie ein alter Kamerad unter ihnen. Meine Erzählungen und die ihren bildeten einen regen Conversationsstoff. Der General Wavell, ein besonders gutmütiger Herr, nahm Teil an diesem Austauch von Erlebnissen. Auch Colonel Henri, der Redivivus, gesellte sich zu uns. Er war trotz seiner Wunden in Gesicht und Schulter wieder aufgestanden und beeilte sich nun sein Regiment aufzusuchen. Er lachte sehr, als er mich sah und frug, wo man mich gefangen hätte. Derjenige Herr, der sich am meisten meiner angenommen hatte, hiess Major Williams. Als ich erzählte, dass ich nicht wisse, was ich mit Wagen, Eseln, Pferd und Schwarzen machen solle, verlangte er sie zu sehen. Ich sandte um meine Equipage und siehe, er kaufte mir das Ganze füt 60 L. ab. Es war nicht viel, aber besser als nichts. Nun näherte sich die Zeit meines endgiltigen Scheidens vom Gotte Janus. So gross meine Entbehrungen und Strapazen gewesen waren, der Krieg ist etwas so Schönes, dass mir schier das Herz bei dem Gedanken brach, dass ich nun keine Granaten, keine Shrapnels, kein Gewehrfeuer mehr hören sollte. Und diese prächtige englische Soldateska, diese wettergebräunten strammen Kerle, diese schönen Pferde, diese vielen Kanonen, Munitionswagen, Proviantfuhrwerke, das musste ich nun verlassen, um in die Welt des Friedens und der persönlichen Sicherheit, in die Welt der Langweile zurückzukehren.

Um 5 Uhr ging ich zu Major Poar, der mich beschied, ich müsse mit einem grossen Transport in einer Viertelstunde nach Modderriver-Station abgehen. Zum Glück hatte ich die Bekanntschaft des Kommandanten dieses Transportes, Colonel Bellfield, gemacht, und er lud mich ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen.

Es war ein grosser Ochsenwagen, worin man bequem

sitzen und plaudern konnte, während zwei Kaffern mit einer äusserst langen Peitsche die 18 Ochsen antrieben. Oberst Bellfield war ein militärisch fein gebildeter Mann, der sich der begangenen Fehler wohl bewusst war. Der Umsturz aller alten Prinzipien durch das Repetiergewehr und rauchschwache Pulver war für ihn eine unläugbare Gewissheit. Ausser dem Oberst waren noch drei andere Offiziere anwesend. Der eine davon hiess Capitain Thelluson K. O. S. B. King's own Scotch border Regiment. Wir fuhren langsam schleichend vorwärts. Unterwegs wurden Kaffern aufgebracht, die mit Martini Henri bewaffnet waren. Man nahm ihnen die Gewehre und liess sie als Gefangene mitgehen. Wir begegneten vielen marschierenden Truppen, besonders Artillerie, mit den grossen Schiffskanonen, deren Granaten ich täglich hatte platzen sehen. Erst spät in der Nacht, ich glaube es war 1 Uhr, legten wir uns unmittelbar vor der Ankunft in das Lager auf den Boden und schliefen ausgezeichnet. Ich hatte eine kleine Erderhöhung als Kopfpolster. Sehr zeitig, um 5 Uhr früh, brachen wir wieder auf. Das ganze Lager streckte sich vor meinen Augen aus. Ich kannte jeden Stein hier, hatte ich doch von Heysters Kanone aus das englische Lager mit dem Perspective beobachtet. Und nun Gefangener! Eine grosse Abteilung Highländer mit klingendem Dudelsackspiel marschierte durch den tiefen Sand. Es ist eine Augenweide, diese grossen, wohlgebauten Leute in Highländer-Schürzen daherschreiten zu sehen. Wir gingen zur Station und von dort führte uns ein Leutenant zu Major Read's Intelligenzbureau. Dieser Herr zeigte uns den Raum, wo wir uns bewegen könnten und teilte uns mit, dass der Zug um 1 Uhr abfahre. Dann geleitete er uns in die Offiziersmesse, wo wir ein köstliches Frühstück erhielten. Büchsenwürstchen und Büchsenspeck. Ich hatte schon sehr lange nicht mit so viel Vergnügen gegessen, und seit Mittag des letzten Tages nichts Essbares

gesehen. Nun fuhren wir also endlich um 1 Uhr ab. Lager an Lager breitete sich an der Bahn entlang aus.

Belmont, die Schlachtfelder, zogen an unsern Augen vorbei. Das Grab eines englischen Offiziers und einiger Soldaten ist von Steinen umzäunt gleich am Bahnhof von Belmont. Gegen Abend kamen wir in Oranje-River an. Viele Offiziere standen am Perron, andere assen an langen Tischen. Das ganze Restaurant war gepfropft voll. Wir wollten uns hineindrängen, aber es war nicht möglich. Wir sahen essen und trinken, konnten aber nichts bekommen. So fuhren wir enttäuscht weiter. Am nächsten Morgen, Montag, den 19., wachten wir bereits in der Koeroewüste auf. So trocken wie der Sand dieser Wüste war auch meine Kehle. Aber erst gegen Abend wurde uns Linderung. Ich ass und trank wie ein Wolf. In De Aar war ein Kapitän Grabbe eingestiegen, der wegen eines schweren Dysenterieanfalls vom Marsch nach Kimberley nach Hause geschickt wurde. Mit diesem und mit Kapitän Thelluson, dem Kommandanten des Zuges, sass ich in einem Coupé und wir versuchten uns die Zeit zu vertreiben, so gut es eben ging. Das kriegerische Aussehen der Bahnstrecke und Stationen hatte nachgelassen. Khaki war nicht mehr ausschliesslich zu sehen, das schlichte Civilgewand begann auch hier und da aufzutauchen und so spürte man an allem, dass man sich weiter und weiter von dem lieb gewordenen Kriegsschauplatze entfernte.

Den nächsten Morgen, den 20., zeitig früh, langten wir in Capetown an. Hier stand er vor uns, der grosse, schwindelnd hohe Tafelberg, ein alter Bekannter, den ich nun 4 Jahre nicht gesehen hatte. Und vor mir lag dasselbe Capetown unverändert da. Nun folgte die letzte Leidensepoche. Von einem Ort wurden wir zum andern geführt und endlich zu Major Devis. Dieser, ein charmanter Mann, sprach lange mit mir, zeigte mir und schenkte mir Karten und war überhaupt die Gemütlichkeit und Biederkeit selbst.

Von hier weiter und endlich zu dem Obersten Cooper. Der sprach das befreiende Wort. Ich musste nochmals etwas unterschreiben und mich verpflichten morgen mit dem Schift »Britton« abzureisen und dann am 20. Februar, Dienstag, um 2 Uhr, war ich frei. Aber damit war ich noch nicht am Ende meines Kreuzganges. Ich hatte nämlich keinen Heller in der Tasche. Wohl ein Checkbuch für Prätoria, 1600 L. in der Nationalbank liegen, auch 60 L. von Major William für Wagen und Esel zu fordern, aber in der Tasche keinen Sixpence.

Ich hatte ein so wüstes und wildes Aussehen, dass, als ich im Hotel Mounted Nelson um ein Zimmer frug, man mich barsch abwies. Ich fuhr ins Grand-Hotel, wo man mich noch von vor 4 Jahren kannte und mir Zimmer für mich und meinen Diener gab. Dann stieg ich in ein Bad, liess mir den wallenden Bart scheeren und gewann so wieder ein menschliches Aussehen. Nun musste ich mir um jeden Preis Geld verschaffen. Ich suchte nach dem österreichischem Konsulat. Niemand konnte mir sagen, wo das sei. Nach langen Irrfahrten ging ich auf die Post und erhielt hier die richtige Auskunft. Als ich zum Konsulat kam, empfing mich ein Baron Ramberg und teilte mir mit, dass der Konsul es sehr eilig habe, ich möchte gleich zu ihm hineinkommen. Was konnte dieser Konsul so Eiliges in Capetown zu thun haben? Der Konsul, namens Hirsch, empfing mich mit freundlichem Händedruck.

Ich zeigte ihm meinen Bankausweis in Prätoria, erklärte ihm meine Lage, die absolute Notwendigkeit morgen abzureisen, auch Kleider und Wäsche zu kaufen, da ich alles im Kriege verloren habe und vieles mehr. Endlich meinte Ramberg, er kenne den Manager der Afrika-Bank und werde mit mir hingehen. Wir suchten den Manager auf, der uns beschied, dass ihnen verboten sei, mit der Bank in Prätoria in Geschäftsverbindung zu treten. So kehrten wir wieder

ins Konsulat zurück und erhielt hier nach langen fruchtlosen Verhandlungen, wie einer dem man nicht traut, von jedem der beiden Herren 3 L. Beim Weggehen erkundigte ich mich, wer von Landsleuten noch in Capetown sei. Man nannte mir Herrn Strakosch. Nun war ich gerettet. Ich eilte zu ihm und er fragte nur »Wieviel brauchen Sie?« »200 L.« sagte ich und in fünf Minuten waren sie zur Stelle. Herr Strakosch, ein Oesterreicher, der trotz seiner Jugend sich in Johannesburg eine Vertrauensstellung im Hause Görz & Co. erworben hat, half mir so aus einer der unangenehmsten Lagen meines Lebens durch seine Gefälligkeit heraus. Ueber das Benehmen unseres Konsuls und seines Sekretärs ein Urteil zu fällen, stelle ich dem Leser anheim. Am Abend dieses Tages, nachdem ich meine Einkäufe besorgt hatte, speiste ich mit Kapitän Thelluson im Mounted Nelson Hotel recht gut und trank seit 3 Monaten wieder meinen ersten Sekt.

Den nächsten Tag, den 21., frühstückte ich mit Strakosch und seinem Freund Graf Sizzo Noris im Mounted Nelson. Nach Tisch setzten wir uns auf die Terrasse, zu Mokka und zur Cigarre. Ein mir von der Reise her bekannter englischer Oberst, dessen Name mir entfallen ist, kam mit einem mir unbekannten Herrn, der zwar in Khaki angezogen war, aber wie ein Schulmeister aussah und gesellte sich zu uns. Es war von meiner Gefangennahme und Freilassung die Rede. Der unbekannte Herr rief entrüstet: »Ohne Tausch, ohne Austausch« und konnte sich nicht erholen. Dann sagte er, es sei leicht in den Krieg zu gehen, wenn man sich gefangen nehmen liesse, sobald es schief ginge. Ich antwortete ihm, dass so nur ein Mann reden könne, der selbst nie eine Kugel pfeifen gehört hätte und sich doch für berechtigt halte über alles zu urteilen. Darauf ging der Herr fort und ich erfuhr, es sei der berühmte Kipling gewesen. Er mag klug sein, taktvoll ist er nicht.

Dann gings an die Einschiffung. Der Zufall hatte mir

gerade das beste Schiff, das zwischen dem Cap und London fährt, zugeführt, den »Britton«. Ich bestieg, von meinen Freunden begleitet, um 3 Uhr den Schiffskoloss und um 4 Uhr dampfte er ab, bei wunderbarem Wetter und bei herrlicher, ruhiger glatter See. Der Tafelberg, der grosse, grüsste und winkte mir Lebewohl zu, und während der »Britton« schnaufend und fauchend dahinglitt, dachte ich dankbar und gerührt an den Hochsinn der englischen Offiziere, denen ich in meiner demütigenden Gefangenenrolle die letzten Tage begegnet war. »Es lebe Old-England!« das ist mein stiller Herzensruf gewesen, als ich den Boden des schwarzen Erdteils verliess.

VII. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen.

Der »Britton«, das schönste und grösste Schiff der Unionlinie, über 10 000 Tonnen Wasserverdrängung, 22 Knoten Geschwindigkeit, brachte mich in die Heimat zurück. Wenig Passagiere der ersten Klasse bevölkerten die grossen Räume und den Speisesaal und unter diesen befand sich nur eine ganz kleine Zahl, die als angenehme Gesellschafter gelten konnten. Mein Freund war Kapitän Grabbe, der krankheitshalber nach Hause geschickt wurde, und mit dem ich bereits die Reise nach Kapstadt zusammen gemacht hatte. Er gehörte dem Scotchgrey-Regiment an, und war ein äusserst angenehmer Herr. Zwei weitere Engländer aus dem Zambesigebiet und der Kapitän des Schiffes bildeten unsere Koterie.

Es war eine stille Reise ohne Aufregungen und ohne besondere Vorkommnisse.

Grabbe, ein M. Duff, der vom Zambesigebiet kam und zur Familie des Herzogs von Five gehört, und ich wurden zum Vergnügungskomitee gewählt, welche Wahl von einem Deutschen als ungiltig angefochten wurde. Bei der Neuwahl wurden wir aber einstimmig wieder gekoren. Der Kapitän, mit dem wir meistens Bridge spielten, war ein charmanter Mann, ein echter englischer Gentleman. Damen waren nur wenige anwesend, aber unter ihnen recht hübsche und angenehme. Ich schrieb fleissig an diesen Aufzeichnungen, um

sie nach meiner Ankunft zu beenden, und ass und trank soviel wie möglich, um mich für meine Entbehrungen schadlos zu halten. 17 Tage sind eine lange Zeit, und das Meer war nicht immer ganz liebenswürdig, obwohl ich mich nicht über besondere Stürme zu beklagen hatte. Am 2. März begegnete uns die »Mexican«, die in Flaggensprache uns die Nachricht signalisierte, Cronje und 4000 Mann seien bei Paardeberg Drift gefangen worden. Das setzte mich nicht in Erstaunen, ich hatte das Unvermeidliche kommen sehen, nachdem der Durchbruch bei Olifantsfontein misslungen war. Trotzdem muss man Lord Kitchener alles Lob zollen, dass er diese Unternehmung so geschickt disponiert hatte. Der einstige Sirdar von Ägypten ist zweifellos der begabteste englische General, der alle Tugenden eines grossen Führers in sich vereinigt. Allerdings liebt die englische Presse und auch das Offizierkorps ihn nicht. Er ist rücksichtslos über alle Massen, ernst und zielbewusst. Sympathisch ist er nicht, das gebe ich zu, aber ist dies bei einem Soldaten unerlässlich?

Die englische Armee hat andere Traditionen wie die kontinentalen und ganz andere Gebräuche. Die Rücksichtslosigkeit Kitcheners wäre in Deutschland und in Österreich etwas ganz Natürliches.

Man darf nicht vergessen, dass in England das stehende Heer und seine Institutionen zu jeder Zeit verpönt waren. König Karl I. erkannte bald, dass die Gewalt des Herrschers nur im stehenden Heer wurzele, und sein Konflikt mit den Parlamenten stammt daher, ein stehendes Heer gründen zu wollen. Die Folge war seine Niederlage und Enthauptung. Jakob II. erstrebte das gleiche Ziel gleich erfolglos. Damals unterstanden ide Soldaten dem Zivilrecht, und Desertion und Insubordination konnten kaum bestraft werden. Erst unter Wilhelm von Oranien wurde ein Spezialgesetz vom Parlament geschaffen, welches Desertion mit einer besonderen

Strafe belegte. Dies geschah, weil ein ganzes Regiment sich weigerte nach Holland zu gehen und desertierte. Es wurde aber begnadigt und zeichnete sich in den Kriegen gegen Ludwig XIV. besonders durch Tapferkeit aus. Bis zum heutigen Tag ist die Militärstrafordnung in England viel weniger streng wie bei uns, die Behandlung von Offizieren und Mannschaften weit weniger stramm als in unseren Heeren. Die Zucht ist ganz auf den Ehrgeiz basiert und mit grossem Erfolg. Der Engländer ist seit jeher der beste Soldat gewesen, der, gehorsam von Natur, drakonischer Massnahmen nicht bedarf. Im Gegenteil, ich glaube, solche Mittel würden den Gehorsam untergraben. Zur Zeit der Stuarts wurden die Soldaten sehr hoch bezahlt. Ein Mann erhielt sieben Schillinge per Woche, ungefähr so viel wie heute. Aber damals bedeutete es das Vierfache. Schottland, ein sehr armes Land, rekrutierte seine Soldaten aus den besten Schichten der Gesellschaft. Heute ist der Nimbus einzelner alter Regimenter noch wie ehedem und die soziale Stellung der Soldaten eine so grosse, dass sie die mangelnde Bezahlung aufwiegt. Dies liess sich alles aufrecht erhalten, so lange England eine so kleine Armee für genügend erachtete. Aber jetzt nach dem Kriege wird man an eine Reorganisation denken müssen. Die allgemeine Dienstpflicht kann England nicht einführen, sonst hört es auf ein Kolonialreich zu sein. Denn dadurch wird die Freizügigkeit unterbunden, und damit die Möglichkeit für die jungen Leute, ausserhalb des Landes ihr Fortkommen zu suchen. Die praktischen Engländer wissen genau, was die volle Freizügigkeit für ihr Land bedeutet, und wie sehr es damit im Vorteil gegenüber dem Kontinente ist, wo ein dauerndes Verlassen der engen Grenzen des Vaterlandes bis zum Ablauf der ganzen Dienstpflicht nicht möglich ist. Die Miliz, sagen die Engländer, ersetzt das stehende Heer vollkommen. Das will ich im gewissen Sinne zugeben, und die Yeomanry und die vielen Volonteers

haben es in Südafrika bewiesen, dass sie sich gut schlagen, aber ihre Verwendung ist doch eine beschränkte und nur gegen irreguläre Feinde, also gegen ihres Gleichen denkbar. Mehr denn je spielt die Ausbildung heutzutage eine entscheidende Rolle, und den Sieg wird in Zukunft der besser gedrillte, wenn auch numerisch schwächere Teil davontragen. Die englischen Offiziere sind sich dessen vollauf bewusst, und sie zweifeln nicht, dass etwas wird geschehen müssen. Ich habe auf dem »Britton« Zeit gehabt, die europäischen Zeitungsberichte über den Krieg nachzulesen, und war erstaunt, so viel Unwahrheiten und falsche Auffassungen der Lage darin zu finden. Zuerst hat die Presse darin gefehlt, die Lösung der ganzen Aufgabe so leicht hinzustellen, und später, die englische Armee dafür schuldig zu sprechen, dass sie selbst sich getäuscht.

Die Boeren sind schlechte Soldaten, wenn wir sie an unserem kontinentalen Militärbegriff abmessen, aber dort, in ihrem Lande, sind sie grossartig. An das Klima gewöhnt, ohne Bedürfnisse, weshalb die Verpflegung eine leichte ist. Sie schiessen hervorragend und haben eine grosse Übung im dortigen Terrain Distanzen zu schätzen. Sie kennen ihr Land und seine Geheimnisse und wissen genau, wie sie sich allen Überraschungen gegenüber zu verhalten haben, sie sind in jenen Dingen schon im Frieden gerüstet, die für den Krieg hier unbedingt notwendig sind. Und was die Boeren gross gemacht, ist ihr Fanatismus, der sie organisiert hat, und der, wenn auch einen mangelhaften, so doch einen Gehorsam geschaffen hat. Das bewundernswerteste war die Feuerdisziplin. Die Boeren liessen kaltblütig den Feind bis in die unmittelbare Nähe heranrücken, bevor sie das Feuer eröffneten, und schossen dann nur gut gezielte Schüsse, während die englischen Salven über die Köpfe hinweggingen. Auch scheint die Presse nicht den Umstand genügend gewürdigt zu haben, dass die Boeren beritten waren, während

die Engländer zu Fuss gehen mussten, und das bedeutet sehr viel in diesen heissen Gegenden. Bei numerischer Gleichheit oder geringer Überlegenheit hätte keine kontinentale Armee eine bessere Rolle gespielt, wie die englische, und ich bezweifle selbst, dass in Beziehung auf praktische Ausrüstung und technische Flinkheit und Fertigkeit der Kontinent so viel geleistet hätte. Der Boer ist eben ein Gegner für sich, wie er nie war und nie wieder zu bekämpfen sein wird. Berittene Scharfschützen, mit den besten Waffen versehen, akklimatisiert, fanatisch und selbst kriegsgewohnt, sind wohl furchtbare Gegner und können nicht als Horden abgethan werden. Man darf nicht vergessen, dass die Boeren die schärfsten Augen haben, die man sich denken kann, dass sie es verstehen, wie niemand, sich bis zur Unsichtbarkeit zu decken, alles Vorteile, die die mangelnde Führung und den durch die Defensive geschwächten Mut aufwiegen. Dazu kommt, dass die Boerenartillerie, wenn auch wenige, so doch ausgezeichnete Geschütze neuster Konstruktion besass, und zwar viel bessere als die Engländer, und mit diesen ganz gut umzugehen wusste. Wenn nun auch die Führung bei den Boeren viel zu wünschen übrig liess, so besass doch jeder einzelne so viel angeborenes Talent, sich den geeigneten Platz zu suchen, dass dieser Mangel in der Defensive sich nicht fühlbar machte. Überhaupt darf man die Führung en bloc nicht so verwerfen, sondern muss anerkennen, dass in kleineren Abteilungen die Leute glänzend manövriert haben. Die Boeren hätten auch noch viel grössere Erfolge gehabt, wenn sie nicht auf jede Offensive verzichtet hätten. Dazu waren sie nicht zu bringen, dazu fehlte ihnen der Mut, und diesem Mangel haben sie ihren Untergang zu verdanken.

Die Offensive ist viel schwerer durchzuführen, sie verlangt präzise Anordnungen, einheitliche Leitung, pünktliches Zusammenwirken und vieles mehr. Zu all diesem fehlte den

Boeren die innere Organisation, die Disziplin, und den Offizieren die Ausbildung. Der Boer ist ein Mann des Hinterhalts, der Kriegslist, wie einst der Sioux-Indianer war. Die Engländer, die in ihrem Charakter und in ihrer Taktik nur das Wort »strait« kennen, fielen des öfteren der Boerenkriegslist zum Opfer. Bei jeder Stellung, die die Boeren bezogen, wurde eine Finte vorbereitet, um die Engländer in eine Falle zu locken.

Bei Modderspruit und Colenso ist es ihnen glänzend gelungen. Im Gefecht bei Koedoesberg zeigte mir De Wett den Weg, den die Rooijen (die Roten, so nannten sie die Engländer) nehmen mussten, und als die deutsche Ambulanz dort sich aufstellte, wurde sie weggeschickt, damit sie den Vormarsch nicht störe. Wären die Engländer dorthin vorgerückt, kein Mann wäre gerettet worden. Sie zogen sich damals zurück, ohne dass wir wussten warum; ich hörte erst später, es sei ein Scheinangriff gewesen. Die ganze Befestigung bei Maggersfontein war vom Geiste der Kriegslist geleitet. An den Stellen, wo ein Angriff am ehesten zu erwarten war, wurden keine Schanzen aufgeworfen, damit nichts den Vormarsch störe, der direkt in den sicheren Untergang führte. Diese Listen erschwerten die Aufklärung. Man las in den Zeitungen, der englische Aufklärungsdienst spotte jeder Beschreibung, und man verurteilte darin die Minderwertigkeit der Ausbildung. Diesen Angriff auf die englische Armee muss ich als Augenzeuge zurückweisen. Die Nachrichten-Patrouillen, die ausgesendet wurden, sollten viele englische Quadratmeilen wüstes Land durchforschen und den Feind auskundschaften. Das weite Land konnte aber von wenigen Leuten nicht aufgeklärt werden, dazu waren Regimenter notwendig, und auch diese hätten vor den Schanzen Halt machen müssen. Eine Feldbefestigung aufzuklären, ist, glaube ich, noch niemandem gelungen. Die Engländer haben aber sowohl in Natal als am Modderriver immer gegen befestigte Gegner gekämpft.

Und wo der Boer sich im freien Felde zeigte, da entzog er sich den Blicken der Späher mit wunderbarer Geschicklichkeit. Ich sah am 11. Februar, als ich mit 600 Mann den Rietriver entlang gegen Koffeefontein marschierte, wie die Boeren sich vor den Blicken einer Patrouille sicherten.

Als die Patrouille von weitem gesehen wurde, stiegen Alle ab und versteckten sich im hohen Ufer des Rietriver. Die Patrouille kam regelrecht mit Spitze und Seitenreitern daher und überschritt circa 2000 Meter weiter den Fluss, ohne uns zu sehen. Diese Patrouille Inniskiller-Dragoner kam nie wieder zur Haupttruppe zurück. Die grösste Schwierigkeit für die Nachrichtenpatrouillen bestand darin, den Weg nach der Haupttruppe zurückzufinden. Man weiss nun aus eigner Anschauung, wie leicht man hier seinen Weg verliert. Der Grund liegt hauptsächlich darin, dass die weite Ebene gar keine Anhaltspunkte bietet. Wohl giebt es einzelne Tafelberge, aber sie sind alle gleich, und man weiss bald nicht mehr, welcher von ihnen der oder jener ist. Ich selbst habe mich unzählige Male verirrt, bei Tag und bei Nacht und wurde immer nur durch Zufälle auf die richtige Spur geleitet. Dies geht noch an, wenn man im Freundesbereich reitet, aber mitten im Feind, für eine Patrouille, ist es gleichbedeutend mit Tod oder Gefangennahme.

Bei der enormen Ausdehnung der Boerenstellungen ist die Aufklärung auch fast undurchführbar, weil die kahle Ebene den Kundschaftern keine Deckung gewährt. Der Grund, warum die Boeren sich immer auf einer grossen Fläche ausdehnen, liegt in ihrer Gewohnheit, Heerden von Ochsen, Schafen und Eseln mitzuführen, die auf die Weide getrieben werden, denn anderes Futter wird ihnen nicht gewährt. Auch die vielen Pferde müssen Nahrung finden, sodass ein grosses Territorium Weideland offen gehalten werden muss. Eine weitere Schwierigkeit für die Aufklärung bietet die Wasserversorgung. Eine Patrouille war gezwungen,

allen Farmen auszuweichen, wo also sollte sie tränken — und hier in dieser Gegend muss mindestens alle 2 Stunden getränkt werden. Noch wichtiger aber war die Wasserfrage für das Gros der englischen Armee. Ein Vorstoss konnte nie weiter als bis zur nächsten Wasserversorgung gehen, von Fluss zu Fluss. Der Marsch French's von Graspan nach Kimberley führte über zwei Flüsse, und doch endete er mit dem Verlust fast aller Pferde. Man stelle sich nun den Zustand des Pferdematerials vor, wenn man dauernd so manövriert hätte. Das hiesige Klima gestattet nur ein sehr vorsichtiges Ausnützen der Pferdekraft und langsames Tempo. Ich habe anfangs dieses Prinzip nicht beachtet und drei Pferde verloren. Die zwei, die mir blieben, waren zum Schluss auch ganz unbrauchbar.

Noch sei hier die Sicherung während des Gefechts besprochen, die den Zeitungen nach so vollständig ausser Acht gelassen sein soll. Ich war nicht bei der Schlacht am Tugela gegenwärtig, habe aber viele Augenzeugen gesprochen. Oberst Long, der Chef der eroberten Batterien, hat damals zweifellos eigenmächtig gehandelt und sich nicht überzeugt, ob der Feind im Rücken seiner Stellung sei, aber dieser tapfere Mann hat annehmen müssen, dass die linke Flanke nicht gefährdet sei, weil von Bullers Seite garnichts zur Verteidigung dieser Flanke unternommen worden war. Wieder haben die Boeren ihre List angewendet, den Feind in die Falle zu locken und mit Erfolg. Die Erklärung, warum die Stellung der Boeren den Engländern unaufgeklärt blieb, ist darin zu suchen, dass dieselbe sich jenseits des Flusses befand, und die Übergänge über diesen erst im Gefecht erzwungen wurden. Gleich darauf fuhr Long vor, weil er hinter den eigenen Truppen nicht schiessen konnte. Oberst Long war heldenmütig und dabei, wie es so oft vorkommt, etwas unvorsichtig. Deshalb kann man noch nicht den Sicherungsdienst im Gefecht en bloc verurteilen.

Die Prinzipien der Sicherung bei den Engländern sind dieselben wie bei uns, und der Kontinent wird in einem Zukunftskriege Wunder in dieser Hinsicht erleben.

Grossartig sind die technischen Truppen der Engländer. Das Eisenbahn- und Telegraphencorps funktioniert wunderbar. Allerdings ist ja bekannt, dass die Engländer die besten Eisenbahnbauer sind. Sie stampfen in den Kolonien hunderte von Meilen nur so aus dem Boden. In Südafrika haben sie zerstörte Eisenbahnen schneller repariert, als die Boeren sie zerstört hatten.

Die Verpflegung der Armee hat viel zu wünschen übrig gelassen, und ich glaube, dass nach dem Kriege diejenigen Behörden, welche sie zu leiten hatten, zur Verantwortung gezogen werden. Mich wundert es nicht, nachdem ich später Gelegenheit hatte, über die Korruption beim Pferdeeinkauf in Ungarn manches zu hören.

Ich kann mich glücklich schätzen, da ich keinen aktiven Teil am Kriege genommen, als Gefangener meine Expedition abgeschlossen zu haben, da mir dadurch die Gelegenheit geboten wurde, diese schöne Armee in den verschiedenen Situationen zu sehen. Ich hatte vorher kontinentale Begriffe über englische Truppen und bin seither bekehrt worden. Die englische Armee erinnert mich lebhaft an unsere vor dem Jahr 1866. Damals hatten wir die beste Armee der Welt, und dafür, dass sie so gut wie garnicht bewaffnet war, konnte sie nicht; tapfer war sie, das kann uns Preussen bestätigen. Der Geist im Offizierkorps war ein ähnlicher: »Noblesse oblige!«

Wenn ich jetzt an diese englischen Offiziere denke, so wird mir schwer ums Herz. Leute, die dezimiert wurden, niedergeschossen wie die Kaninchen bei der Treibjagd und dabei so human und so taktvoll bleiben, beweisen, dass sie Söhne des besten Blutes sind.

Ich kann nur wiederholen, dass die englischen Offiziere

und die englischen Soldaten in diesem Kriege gezeigt haben, dass das Waffenhandwerk den Menschen nicht verroht, sondern veredelt. Bei dieser Gelegenheit aber muss ich auch hervorheben, dass in Sachen der Humanität die Boeren nicht hintenanstehen. Diese Leute, so sehr sie Männer der Wildnis sind, haben bei jeder Gelegenheit Menschlichkeit bewiesen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie Leute gefangen genommen haben, die sich ausgeschossen hatten. Dieser Krieg hat schöne Seiten gezeitigt und ich glaube sagen zu dürfen, dass niemals vorher ein so human geführter Krieg ausgefochten worden ist. Mag die englische Politik perfide sein, die englische Soldateska ist gerade, ehrlich und tapfer. Ich glaube, dass an meiner bona fides nicht zu zweifeln ist, wenn man bedenkt, wie ich von der englischen Presse beschimpft wurde.

VIII. Kapitel.

Militärische Betrachtungen.

I. Allgemeines.

Das moderne Gewehr mit seiner ungeheuren Tragweite und Feuergeschwindigkeit, und das rauchlose Pulver haben die alten Prinzipien der Taktik vollständig umgestossen. Für die Zukunft wird diejenige Truppe siegen, die besser schiesst und besser gedeckt ist. Im gleichen Verhältnisse wie die Tragweite des Gewehrs sich vermehrt hat, müssen sich alle Distanzen bei der Gliederung und Bewegung der Truppen vergrössern, und die Truppeneinheiten verringern. Damit aber die grösseren Entfernungen rasch überwunden werden können, muss die moderne Infanterie äusserst beweglich gemacht werden. Während in den früheren Kriegen die Energie der Offensive zum Siege geführt hat, wird diese im Zukunftskriege ins Verderben führen. Die höhere Meisterschaft in der Führung, und die besser abgerichtete Mannschaft, und die beweglichere Truppe wird siegen, unabhängig von der Zahl und von dem persönlichen Mut.

Diesen Anforderungen zu genügen, muss man in erster Linie darangehen, die Truppendivisionen zu verkleinern, ja, ich glaube, zweierlei Truppendivisionen zu schaffen und zwar schwere und leichte. Ein Armeekorps würde dann

aus einer leichten und zwei schweren Divisionen bestehen. Die bestehenden Truppendivisionen sind durch ihre Zahl und durch die Grösse ihres Trains so schwer beweglich, dass man im Kriege bei jeder Gelegenheit fliegende Divisionen wird zusammenstellen müssen. Das beweist am besten wie notwendig die Schaffung solcher taktischen Einheiten im Frieden ist. Man wird mich mit Recht fragen, woraus eine solche leichte Division bestehen soll?

Erstens aus berittenen Pionieren, aus leichter Artillerie, d. h. Artillerie mit kleinkalibrigen Schnellfeuerkanonen, aus Infanterie mit Bycicles und vierspännigen Transportwagen, die im Trab 10—15 Mann vorwärts bringen können. Weiter aus berittenen Scharfschützen, Munitionswagen mit reichlich Pferden bespannt und einem leichten Train. Soviel Kavallerie wie möglich, die eigens im Frieden im Feuergefechte ausgebildet werden muss. Zu diesen leichten Divisionen muss das beste Material rekrutiert werden, und sie müssen im Frieden auf dem möglichst hohen Stand gehalten werden. Numerisch muss dieselbe schwach, dafür qualitativ vortrefflich sein. Eine solche Division, bestehend aus einer Kompagnie berittener Pioniere, 4 Batterieen Schnellfeuergeschütze, 2 Regimenter Kavallerie zu 4 Eskadronen, 6 Bataillonen Infanterie mit je einer Kompagnie Byciclisten und den entsprechenden Transportwagen, mit beweglichem, leichten Munitionspark und einem minimalen Train, würde Wunder wirken. Der Zweck dieser leichten Divisionen wäre in erster Linie, wichtige Stellungen einzunehmen und hinzuhalten, die Aufklärung zu besorgen und die feindliche Aufklärung zu hindern, grosse Umgehungen und Offensivstösse in der Flanke zu unternehmen. Diese Aufgaben sind aber im modernen Kriege die ersten und bedeutendsten, daher wird die leichte Truppendivision die wertvollste Arbeit zu verrichten haben und, wenn sie den Anforderungen genügt, den Krieg entscheiden. Der Krieg in Südafrika hat gezeigt, dass das numerische Übergewicht nicht

mehr die entscheidende Rolle spielt wie ehedem, und dass eine günstige Position die Truppenzahl auszugleichen vermag. Es wird sich also in erster Linie darum handeln, rasch die günstigen Positionen zu besetzen und festzuhalten. Das Festhalten aber ist ein leichtes und so heisst es, zuerst am Platze sein. Auch muss man im Auge behalten, dass im Zukunftskriege die Tendenz vorherrschen wird, sich so viel als möglich in die Breite und so wenig als möglich in die Tiefe zu gliedern. Diese Tendenz geht einerseits aus dem Deckungsbedürfnis, andererseits daraus hervor, das Zielobjekt so viel als möglich zu verringern. Dadurch werden die Distanzen in der Breite des Schlacht- und Operationsfeldes unverhältnissmässig gross werden, sodass das Hauptaugenmerk auf die Beweglichkeit der Truppen und besonders der Infanterie gerichtet werden kann.

Hier will ich etwas erwähnen, was mit der Organisation selbst nichts zu thun hat. Bei der Erweiterung des durch Projektile bestrichenen Raumes wird die Kommunikation ausserordentlich viel schwieriger, ebenso durch die Vergrösserung aller Distanzen, die eine notwendige Folge der erhöhten Tragweite der Feuerwaffen ist, sodass alle Mittel angewendet werden müssen, um den Ordonnanzreiter zu ersparen. Bei den Gefechten, die ich gesehen habe, drohte dem Ordonnanzreiter fast sicherer Tod. Auch muss der Nachrichtendienst in jeder Weise beschleunigt werden. Da giebt es zwei nützliche Einrichtungen: den Feldtelegraphen und besonders den Heliographen. Ob dieser anderswo so gut funktioniert wie im sonnenumlächelten Afrika, kann ich nicht beurteilen, aber sicherlich muss er auch bei uns gute Dienste leisten können. Heliograph und auch Feldtelegraph nützen aber garnichts, wenn nicht alle, oder wenigstens viele Offiziere so gut telegraphieren können, wie sie lesen und schreiben. Zu dem Ende aber müssen sie in fortwährender Übung sein. Der beste Apparat zum Telegraphieren ist der Lichttelegraph,

der bei Nacht überall hin sichtbar ist, mit Scheinwerfern betrieben, auf 100 und 200 Kilometer. Wir haben von Kolsberg nach Kimberley über 100 englische Meilen mit Scheinwerfern auf die Wolken telegraphiert. Durch diese Instrumente kann ein Führer in einem Augenblick grosse Truppenabteilungen leiten. Auch Nachrichtenpatrouillen können sich mit Erfolg des Heliographen bedienen und ersparen dadurch den Reiter, der die Nachricht überbringt, und laufen nicht Gefahr, dass diese Nachricht nie anlangt. Die Kenntnis des Telegraphierens muss daher eine gründliche sein und darf nicht nur in der Theorie beherrscht werden. Bei den Manövern, die ohnedies so wenig Nutzen bringen, sollte man sich diese Sache warm angelegen sein lassen.

Dasselbe, was ich von der Verkleinerung der Truppendivisionen gesagt habe, würde ich auch von den Kompagnien und Eskadronen sagen. Eine Kompagnie ist gross genug, wenn sie 100 Mann zählt. Bei der Kriegsstärke einer Kompagnie von 280 Mann kommen auf einen Offizier 60—70 Mann. Wie kann dieser im Gefecht, wo jeder sich zu decken trachtet und daher so weit als möglich ausschwärmt, so viel Leute zusammenzuhalten, kommandieren, die Aufsätze kontrollieren, die Zielokjekte angeben und vieles mehr? Wie kann dieser Offizier einen Rückzug leiten, das schwerste im modernen Kampfe und das notwendigste, und wie kann er seine Leute zum Ausharren bestimmen? Ein Offizier kann höchstens 30 Mann im Gefechte befehligen. Die Aufgaben eines Offiziers im modernen Kriege sind ungeheure und wenden sich ebenso an die geistige Tüchtigkeit als an den persönlichen Mut. In erster Linie muss ein Subalternoffizier Distanzen messen können. Das ist schwer und verlangt fabelhafte Übung. Dies gilt nicht nur vom Infanterie-Offizier, sondern auch vom Kavallerie-Offizier, der nur zu oft wird zu Fuss fechten müssen. Der Kompanie-Kommandant wird die schwere Aufgabe haben, zu beurteilen, wie weit er seine Leute wird

sich ausdehnen lassen dürfen, ohne den Mann daran zu hindern, seine individuelle Deckung zu suchen und zu finden. Man muss sich ein Vorgehen im Gefecht so vorstellen, dass jeder Mann für sich sprungweise, ohne Rücksicht auf den Nebenmann, nur abhängig vom Terrain, vorgeht. Diese doppelgliedrigen Frontmärsche im Feuer, wie wir sie bei Manövern sehen, sind ja totale Unmöglichkeiten.

Je mehr man sich dem Feinde nähert, desto langsamer erfolgt der Angriff und desto vorsichtiger muss der Mann werden, bis er zum Schluss am Bauche klettert. Bei uns übt man das Gegenteil; man lässt die Leute aufstehen und mit Bajonetten angreifen. Wenn der Verteidiger klug ist, so wartet er auf diesen Augenblick, denn dann entgeht ihm kein Mann. Die Engländer haben diese Art des Angriffes sehr bald aufgegeben. Die grösste und schwerste Aufgabe für den Subalternoffizier aber ist und bleibt die Feuerdisziplin aufrecht zu erhalten. Um dies zu ermöglichen, muss die Erziehung des Mannes von Anbeginn des Krieges dahin gehen, nie ohne Ziel zu schiessen. Es ist nicht mehr wahr, dass der Zufalltreffer entscheidet, das mochte bei den Gewehren vom Jahre 1866 und 1870 noch wahr sein, heute ist es nicht mehr der Fall; ist es doch selbst noch ein Ausnahmefall, wenn ein wohlgezielter Schuss trifft.

Salven und Schiessen auf Kommando verdirbt den Mann im Felde und lehrt ihn in die Luft planlos schiessen. Nur zu leicht geschieht es, dass der nervöse, von Projektilen umschwirrte Mann Schuss auf Schuss abgiebt, um sich selbst zu beruhigen. Was aber hilft ein in die Luft geknallter Schuss? Einen Millimeter zu hoch oder zu tief, und der gedeckte Feind hört das Projektil nicht einmal pfeifen. Wie soll da ein Zufalltreffer oder eine Salve eine Wirkung haben? Wie gross dagegen ist die Überlegenheit eines guten Schützen! Diese Erwägung muss ja jedem Führer klar machen, dass

heutzutage die Ausbildung sich auf das Heranziehen guter Schützen absolut richten muss. Und um dies zu erreichen, muss eine andere Methode im Scheibenschiessen eingeführt werden. Man muss in erster Linie den Mann nur mit angelegtem Gewehr und immer nur liegend schiessen lehren. Das wird der Mann im Kriege thun, und er soll die Tendenz sich im Frieden aneignen, es immer zu thun. Mit angelegtem Gewehr ist doch Hoffnung vorhanden, dass er in dieser kurzen Zeit schiessen lernt. Um den Mann aber auch nach vollendeter Dienstzeit in Schiessübung zu erhalten, sollte der Staat daran denken, überall Schiessen zu veranstalten, die für Reservisten obligatorisch sein müssten. Der Aufwand dafür dürfte willig vom Volke getragen werden, denn er ist besser angewendet als anderes Geld für Kriegszwecke. Aber nicht nur der Mann, auch der Offizier muss ein Scharfschütze werden, und man sollte nicht müssig sein, den Offizier Distanzen messen, schiessen zu lassen. Das gute Auge muss eine der ersten Bedingungen für die Tauglichkeit des Offiziers sein. Wie soll ein Kurzsichtiger Distanzen messen können? Die Qualität einer Truppe hängt von ihrer Schiessfertigkeit und ihrer Bewegichkeit und Ausdauer ab. Also ist der Weg von selbst gegeben, welchen die Friedenausbildung einschlagen soll. Den Sieg aber wird nur eine nach den modernen Erfordernissen der Taktik geführte Truppe davontragen. Die ungeheure Ausdehnung, welche die Front einer Armee einnehmen wird, erscheint heute noch fast wie ein Märchen, hunderte von Kilometern. Der Kampf wird viel länger dauern als früher und wird in Einzelgefechte zerfallen. Der Feldherr aber wird trachten, so weit es geht, seine Linie zu befestigen, um an einer geeigneten Stelle einen offensiven Vorstoss zu unternehmen und die feindliche Linie zu durchbrechen.

Mit dem Bemühen sich gegenseitig zu umfassen und zu umgehen, beginnt der Kampf; mit dem Durchbruch endet

er. Es wird sich darum handeln, die richtige Stelle zu finden und die besten Truppen zu verwenden; für solche Unternehmungen werden die leichten Divisionen geeignet sein. Da das Terrain heutzutage eine so eminente Rolle spielt, tritt die Kriegslist wieder in ihr Recht. So haben die Boeren uns etwas gelehrt, was immer von Erfolg begleitet sein wird. Den fingierten Rückzug. Ein langsames Weichen vor dem vordringenden Feind, bis er in der Pfanne ist. Um aber selbst einer ähnlichen Taktik nicht zum Opfer zu fallen, wird man nicht vorsichtig genug beim Angriff sein können. Und nun komme ich auf das, was heutzutage am meisten einer Verbesserung bedarf, das Gefechtsreglement bezüglich der Reserven.

Bei dem Übergang einer Abteilung in entwickelter Linie ist dies, wo thunlich, immer hinter Deckung zu machen, und dann, wenn es auch auf einer weiten Strecke vom Gefechtsfeld geschieht, ausgeschwärmt bis dorthin vorzugehen. Die Tendenz, die Tiefe in der Gliederung zu vermeiden, wo nur eine Möglichkeit feindlichen Feuers ausgesetzt ist, muss apodiktisch als Regel gelten. Das Geschützfeuer ist ziemlich unschädlich gegenüber ausgeschwärmten Truppen, dagegen furchtbar gegen Kolonnen angewendet. Der Selbsterhaltungsbetrieb lehrt es im Kriege von selbst, aber dann gleicht es einer gelockerten Disziplin, während es, im Reglement vorgesehen und im Frieden geübt, exakter und richtiger gemacht wird. Die Engländer haben das in diesem Kriege gelernt, obwohl sie lange genug an ihrem Reglement zäh festgehalten haben. Überhaupt sollte man die Abteilungskommandanten bei den Manövern von Seite der Leitung dahin beobachten, wie sie das Terrain benützen. Das Reglement giebt so bestimmte Zahlen an und lässt so wenig Spielraum, dass es nicht Wunder erregen darf, wenn die militärische Pedanterie im Kriege sich ohne Rücksicht auf die Umstände strikt an die Vorschriften hält. Der

moderne Krieg verträgt keine Maschinen, sondern fordert von jedem einzelnen, bis zum Gemeinen herunter, selbständiges Denken und Handeln. Darauf möchte ich besonders aufmerksam machen und erwähnen, dass man diese Selbständigkeit im Frieden gross ziehen soll, und nicht, wie es jetzt geschieht, die Bevormundung bis ins Blitzblaue treibt. Und da gilt es auch bei Erteilung von Befehlen, die immer ohne Kenntnis der Dinge, die da kommen, gegeben werden, und die an unbekannten Schwierigkeiten scheitern können, den entsprechenden Spielraum zu lassen. Im modernen Kriege kann eine Kleinigkeit die Ausführung eines Befehls hindern oder zu einem Unsinn stempeln. Der blinde Gehorsam wird dann zum Untergang der Abteilung. Die Kriegsgeschichte vom südafrikanischen Kriege wird manchen solchen Fall erwähnen. Heut gilt es Geduld zu üben, überall zu versuchen, und nirgends mit dem Kopf durch die Wand rennen zu wollen. Die Lorbeeren kommen von selbst, wenn sie kommen sollen. Ein Führer muss mit der Unausführbarkeit seines Befehls immer rechnen und auch für diesen Fall seine Dispositionen treffen.

Die Frage der Reserven ist, war und wird für einen Führer immer am schwersten zu lösen sein. Ich glaube, dass in Zukunft es weniger wichtig ist, grosse Reserven zu haben, als es früher beim Bajonettangriff war, denn ein Durchbruch in dieser Form ist nicht mehr zu gewärtigen. Die Zahl der Reserven wird in erster Linie vom Terrain abhängen, in zweiter erst von den Gefechtsdispositionen. Wichtig ist es, ausgeruhte Truppen zu haben, die die beschossenen und müden ablösen. Solche Ablösungen werden, wie viele andere am Gefechtsfeld, in der Nacht erfolgen. Die Nacht wird überhaupt eine Rolle spielen, wie es niemand vermutet. Dass in Südafrika so wenig Nachtgefechte stattgefunden haben, hat seinen Grund nur darin, dass die Boeren jede Offensive vermieden, und

die Engländer, unkundig des Landes, sich zu verirren fürchteten. Wer den Mut hat, in der Nacht anzugreifen, hat viel gewonnen. Die Verwirrung ist namenlos. Ich habe solch eine Verwirrung bald nach meiner Ankunft im Lager mitgemacht. Ein Schakal war an eine der Blechbüchsen am Drahtzaun vor den Schanzen angestossen. Ein Boer erwachte, glaubte die Engländer seien da und schoss. Im Nu schoss ein zweiter und dritter, und die ganze Front, und es wurden über 200000 Schüsse abgegeben auf und für nichts. Erst der Anbruch des Tages beruhigte die Leute. Alle Wachtposten wurden erschossen und von diesem Tage an wollte niemand mehr Wache stehen, weshalb auch keine Posten mehr ausgestellt wurden.

Eines aber hat sich als sehr verfehlt erwiesen, die Distanzen der Regiments- und Brigadereserven von der Gefechtslinie. Man darf nicht vergessen, dass das neue Gewehr auf 2500 Meter tötet, und daher darf man die bestehenden Normen bezüglich der Reserven nicht aufrecht erhalten. Abteilungen in der Gefechtslinie muss man immer entwickeln, und wenn die Reserven keine Deckung finden, auch diese. Was das Verschanzen kämpfender Abteilungen anbelangt, so hat es sein Für und Gegen. Zuerst nimmt es Zeit, dann verleitet es den Mann, länger in dieser Stellung zu verharren, als notwendig, dann zittert seine Hand beim Schiessen nach der Handarbeit. Ich glaube, dass das Eingraben bei offensivem Vorgehen direkt nachteilig ist und sich nur bei der Defensive bewährt. Im Allgemeinen muss man mit grösster Sorgfalt vermeiden, seine Truppen dem Feuer unnütz auszusetzen, denn eine mit Erfolg beschossene Abteilung ist so demoralisiert, dass man sie nicht wieder vorwärts bringt, wogegen eine solche, die das Feuer nicht kennt, viel leichter in der Unkenntnis der Gefahr zu Angriffen zu bewegen ist. Es ist gar nicht so einfach, Leute, die am Bauche liegen, im Feuer aufstehen zu machen. In dieser

Hinsicht wird man grosse Enttäuschungen erleben. Bei der Wahl der Stellungen muss man immer darauf bedacht sein, den Leuten das Zurückweichen zu erschweren. Bei Hügeln muss man sie vor die Hügel legen, damit ihnen nicht der Gedanke kommt, im vollen Feuer über die Hügel zu fliehen. Dann bleiben sie liegen. Ein Hügel wird überhaupt im Gefecht leicht zum Verhängnis und bewährt sich nur als Deckung für Reserven, Munitionswagen und Pferde. Die Gefahr eines Hügels oder einer Hügelkette beruht hauptsächlich darin, dass er ein glänzendes Zielobjekt für die feindliche Artillerie abgiebt. Nichts ist so geeignet zum einschiessen wie ein Hügel, ein Wäldchen oder ein Häuserkomplex. Die Boeren haben dies bald gemerkt und ausgenutzt. Dazu ist ein Hügel auch als Geschützposition ungeeignet, weil die Kanone ihre Rasanz verliert. Nur dann muss man Terrainerhebungen für Artilleriestellungen wählen, wenn man den Feind von einer anderen nicht sehen kann. Im Prinzip muss man sie vermeiden. Gebüsch und Wald stellt sich als die schlechteste Deckung heraus. Besonders der letztere, weil die einschlagenden Granaten eine erschütternde Wirkung auf die Nerven üben. Den Waldsaum besetzen und den Wald selbst meiden, das sollte Regel sein. Der Feind verschwendet dann sinnlos Projektile in den unbesetzten Wald. Im Gefecht muss man den einzelnen Mann lehren, Büsche zu meiden. Ich habe gesehen, dass hinter Büschen die meisten Getroffenen lagen. Dies erklärt sich daraus, dass man auf Büsche schiesst, die ein herrliches Zielobjekt bilden, und man mit Sicherheit annehmen kann, dass sie als Deckung dienen. Es gilt den Leuten wahre Deckungen zu zeigen und nicht scheinbare. Feldreine Gräben, natürliche Erderhebungen, das sind grossartige Deckungen, die kein auffallendes Zielobjekt bilden. Es ist einer der grössten Fehler unserer Ausbildung im Frieden, beim Vorgehen im Gefecht falsche Deckungen aufzusuchen. Diese werden sicher

beschossen, denn sie springen dem Feind ins Auge. Bei der Schlacht von Maggersfontein wurden hinter einer Gruppe von Buschwerk 300 Mann tot und verwundet gefunden, während rechts und links kein Mann lag. Warum? Die Engländer liefen dort zusammen, vom Wahn getrieben, den Augen des Feindes sich zu entziehen, und doch bot der Busch eine unvergleichliche Zielscheibe für die Boeren, die blind hineinschossen. Es ist eine Thatsache, und aus der Erfahrung habe ich mich davon überzeugt, dass man immer in derselben Richtung schiesst. Einmal weil man dort etwas zu sehen glaubt, zum andern weil es viel Zeit nimmt, sich einzuschiessen. Daraus folgt die beherzigenswerte Lehre, einen vom Feinde beharrlich beschossenen Platz sofort zu verlassen und vorwärts, oder rechts oder links zu rücken. Wir haben das immer mit gutem Erfolg gemacht. Ich erinnere mich, am Rietriver zwischen Jakobsdaal und Koffeefontein hatten wir zwei Kanonen, und ich stand bei denselben, sie deckten unseren rechten Flügel. Wenn wir schossen, liefen wir rasch 200 Meter weit, und dann kam ein Hagel von Geschossen genau über die Kanonen, wo niemand mehr war. Wir wiederholten dies unzählige Male mit Erfolg. Man darf nicht vergessen, wie klein auf diese grossen Distanzen das menschliche Ziel erscheint, wenn es nicht kommassiert ist. Die Engländer haben, ganz so wie unsere Truppen auf dem Exercierplatz anfangs manövriert, ein Glied knieend, und das zweite stehend geschossen. Der Offizier hat mit dem Säbel die Richtung angegeben und dann »Schiessen!« kommandiert. Sie haben diese operettenhafte Art bald aufgegeben. Der Kontinent noch nicht. Das Schiessen knieend hat sich schlecht bewährt. Man schiesst in dieser Stellung am schlechtesten, und man giebt dem Feind alle die Partieen des Körpers als Zielobjekt preis, die am meisten geschützt werden sollten. Liegen und laufen soll der Mann lernen, wenn er mit Erfolg manövrieren will. Ortschaften muss

man meiden wie Gift, die werden von der Artillerie am wirkungsvollsten beschossen. Eine Granate, die auf die Erde fällt, richtet wenig Schaden an und platzt meistens nicht, wenn sie aber in eine Mauer, in einen Baum einschlägt, kann eine einzige einen ganzen Zug töten. Und doch lehrt uns die Kriegsgeschichte, dass die Gefechte um Ortschaften, Friedhöfe, Gehöfte, am meisten toben. Wenn ich Befehlshaber wäre, würde ich den Feind dort hineinlocken, um ihn sicher zu vernichten. Das Ideal einer Stellung ist eine solche, wo die Gefechtslinie im freien Feld und hinter ihr eine Deckung in Form einer Erdbewegung ist, die stellenweise aufsteigt, rechts und links aber vollkommen offenes Terrain, das ein gedecktes Vorgehen des Feindes in den Flanken hindert. So eine Stellung ist allein ein Armeekorps wert. Maggersfontein war so beschaffen und Cronje hätte mit 8000 Mann sich gegen 60000 verteidigen können, wenn er nicht vollkommen verblendet gewesen wäre. Die Artillerie im offenen Felde spielt eine lächerliche Rolle. Die Geschosse fliegen summend umher wie Bienen um einen Lindenbaum, aber stechen thun sie niemanden. Die Leute lernen dann bald die Granaten zu verachten und gewöhnen sich an das Artilleriefeuer, was für eine Truppe sehr wertvoll ist. Ich habe gesehen, wie Boeren bei heftigem Bombardement Kaffee kochten, und wie die Kugel in den Kessel flog. Als die Granate platzte, ohne Schaden anzurichten, blos die Kleider und Hüte verbrannte, lachten sie wie die Kinder. Das Gefühl des Schreckens war total überwunden und nur deshalb, weil das englische Artilleriefeuer so wenig Leute getötet hatte. Es ist sehr rationell, seine Truppen dem Feuer anfangs nur so auszusetzen, dass sie sich daran gewöhnen, ohne Verluste zu erleiden. Die Schneidigkeit ist fast ein Fehler, beim Oberkommandanten aber unentschuldbar. Sie gleicht einem Zug auf dem Schachbrett mit dem Turm, der dann von einem Bauern genommen wird. Im modernen Krieg

muss man immer die Verluste ins Gleichgewicht bringen mit der Grösse des möglichen Erfolges. Wir haben so ein Beispiel im Jahre 1866 erlebt bei Trautenau. Da wurde ein Hügel gestürmt, und ganze Bataillone geopfert. Ich habe diesen Hügel gesehen, und ich glaube, dass kein Mensch, der fünf Sinne hat, wissen wird, warum so viel Leute dort begraben liegen? Sechs Kanonen hätten diesen kleinen Hügel in einer halben Stunde gesäubert. Man hat aber diese That so gepriesen, dass den Hügel heut das Monument des Feldzeugmeisters Gablenz schmückt. Dieser General war einer unserer fähigsten, und ich glaube nicht, dass er diesen Unsinn befohlen hat, sondern ich glaube, dass es mehr die Ausführung einer Ordre war, die zu buchstäblich genommen wurde.

II. Kavallerie.

Die schwierigste Rolle im Zukunftskriege fällt zweifellos der Kavallerie zu. Sie stellt das grösste Zielobjekt dar. Ich selbst kann mir die Thätigkeit dieser Waffengattung noch nicht recht vorstellen. Die englische Reiterei hat in Südafrika sehr geringe Resultate geliefert, obwohl sie dort mehr als überall anders eine raison d'être gehabt hätte; erst als sie sich mit berittener Infanterie verbunden, wurde sie furchtbar. Man lehrt, dass die Kavallerie dazu dient, den Aufklärungsdienst zu besorgen und den des Feindes zu verhindern, und man stellt sich den Anfang einer Schlacht, wenn die Vorhut der Gegner zusammentrifft so vor, dass zuerst grosse Kavallerie-Attacken stattfinden werden. So war es, heisst es, und so wird es sein. Ich negiere dies.

Ein Zukunftskrieg wird ganz anders begonnen werden, als die Kriege früher begonnen wurden. Heute leben wir im Frieden strategisch im Kriege. Wir wissen, mit wem wir kämpfen werden, und wir haben alles vorbereitet. Jeder

Stationschef selbst hat seine Ordre de bataille. Bei Ausbruch des Krieges werden wir eine offensive und eine defensive Macht haben. Die offensive wird ihre Kavallerie, die sie an der Grenze bereit hat, vorrücken lassen. Die defensive, wird, wenn sie klug ist, jene ungehindert einmarschieren lassen, sie umgehen und abschneiden. Das bedeutet für die eindringende Abtheilung den Untergang. Wie könnte heute eine Kavalleriedivision so etwas unternehmen, wie Graf Hadik vor 100 Jahren, wie Manteuffel im Jahre 1866, wie Rosenberg im Jahre 1870? Man nimmt an, dass man Kavallerie der hereinbrechenden Kavallerie entgegensenden wird, dass Attacken stattfinden werden. Es sei; aber wenn diese Kavallerie die man entgegensendet, den Auftrag hat umzudrehen und wenn hinter dieser Kavallerie Infanterie steht, sagen wir berittene, die die attackierende feindliche Division total zusammenschiesst? Und wenn diese, zum Rüskzuge gezwungen, abermals angeschossen wird von einer Abteilung, die der mittlerweile in den Rücken gefallen ist?

Man wird mir darauf antworten, dass dies unmöglich sei, weil die Kavalleriedivision genügend gesichert sein muss. Daran zweifle ich, denn die Patrouillen müssen vor der feindlichen Kavallerie Halt machen. Sie können nur bis zu dieser, aber nicht weiter vorrücken.

Der Erfolg der offensiven Kavallerie wird sich bald als ein negativer erweisen. Man wird erkennen, dass das System der Aufklärung ein veraltetes ist und dass ein einziger Zivilist, der bei Zeiten auf dem Bycicle auszukundschaften geschickt wurde, unter Umständen mehr leisten kann, als eine Kavalleriedivision. Um daher im Kriege erfolgreich aufzuklären, muss man im Frieden ein besonderes Korps dafür ausbilden, das der Sprache des feindlichen Landes vollständig mächtig ist. Die Kavallerie kann dann im Ernstfalle in kleinen Abteilungen Hand in Hand mit solchen Leuten operieren. Ein Patrouillenkommandant, der dann einen Tele-

graphendraht mit sich führt, den er langsam fallen lässt, oder einen Heliographen, oder einen Telegraphenapparat ohne Draht kann gute Dienste leisten, anders nicht. Man wird wechselseitig alles thun müssen, um die Aufklärung zu verhindern. Man wird massenhaft kleine Infanteriedetachements umstreuen, um Patrouillen abzuschiessen und wenn man es unterlässt, begeht man einen grossen Fehler.

Allerdings habe ich dies bei den Manövern nicht gesehen. Der wahre Sicherungsdienst kann nur von Schützen besorgt werden, seien sie nun beritten oder nicht. Je mehr davon beritten sind, um so besser. Ein Staat, der das Geld hat, viele solche zu besitzen, ist in einem unsagbaren Vorteil.

Eine Kavallerie-Truppen-Division liegt im Staube vor einem halben Betaillon. Und wenn dieses die Nerven hat, es auf 200 Meter herankommen zu lassen, wird die Division dezimiert.

Welchen Wert im Aufklärungsdienst berittene Infanterie hat, leuchtet klar hervor. Bei Beginn einer Schlacht würde daher eine leichte Truppendivision, wie ich sie früher geschildert habe, grossartige Dienste leisten. Sie müsste sich wie eine Staubwolke über die Gegend verbreiten. Gegen Gewehrfeuer ist jede Kavallerie empfindlich, aus dem einfachen Grunde, weil sie wehrlos ist; deshalb braucht man nicht grosse Kavalleriemassen zu opfern, zu verpflegen, Weg und Raum verstellen zu lassen, wenn geringe Streitkräfte dasselbe erreichen. Die Kavallerie im Sinne der heutigen erfüllt dann ihren Zweck nicht mehr und wird mehr ein Ballast für die Kriegsführung sein. Es ist das für einen passionierten Kavalleristen eine traurige Schlussfolgerung, aber sie ist wahr und notwendig.

Damit ist aber auch keineswegs der Stab über diese Waffe gebrochen, sondern im Gegenteil, ich werde zu zeigen trachten, dass sie zu den grössten Aufgaben prädestiniert ist. Der moderne Kavallerist muss seine Abneigung gegen

das Feuergefecht zu Fuss in erster Linie fallen lassen. Dafür aber muss Sorge getragen werden, dass gewisse Veilletäten aufhören. Die grösste Sorgfalt im Frieden wird heute dem Pferd gewidmet. Dieses Tier wird unaufhörlich geputzt, und wenn es endlich geputzt ist, wird das Sattelzeug vorgenommen und dann die Montur. Damit der Mann aber ja nicht zu wenig putze, wird das Sattelzeug und die Stiefel zweimal die Woche eingefettet und wieder blank gemacht, was eine furchtbare Mühe erfordert. Die bekannte Ordre von Benedek am Vorabend der Schlacht von Königgrätz »es sollen Knöpfe geputzt werden«, lebt noch immer und allerorten weiter. Zu den Zeiten, wo das Heer dazu gedient hat, den Glanz des Hofes zu vermehren, waren geputzte Pferde, Zäume, Stiefel und Monturen sehr angebracht, aber heute? Damit will ich nicht sagen, dass der Soldat dreckig sein darf, aber ich würde die Ansprüche an den Wichs so weit erleichtern, dass sie so wenig Zeit wie möglich in Anspruch nehmen und nicht als der Zweck des Dienstes aufgefasst werden. Meiner Ansicht nach soll jede Truppe nur ein Ziel haben, das Beste im Sinne der Schlagfertigkeit darzustellen. Schlagfertig ist das Pferd, welches den Anforderungen des Krieges am besten entspricht. Es muss den Widerwärtigkeiten des Klimas standhalten. Damit es dies thue, müsste man es im Frieden so viel als möglich im Freien lassen. Statt es immer im Stall zu putzen, müsste es im Freien herumlaufen. Es müsste sich gewöhnen draussen zu übernachten und im Winter systematisch abgehärtet werden. So ein Pferd wird dann die Strapazen eines Feldzuges leicht aushalten. Der Mann aber wird die vielen Stunden, die er mit Putzen verloren hat, für seine Ausbildung gewinnen. Ähnliches gilt vom Riemenzeug und den Stiefeln. Das Riemenzeug sollte aus Rohleder gemacht sein. Die Stiefel aber sind die zweckwidrigste Fussbekleidung, die man sich denken kann. Mit hohen Stiefeln, die nie passen, zu gehen, ist schon an und für sich eine Plage, und

wenn man vom Mann Fussdienst fordert, eine Grausamkeit, dabei sind sie im Sommer warm und im Winter kalt. Der Kavallerist muss Schnürschuhe und Wickelgamaschen bekommen. Das ist human und praktisch. Der Stall- und Putzdienst muss auf ein Minimum herabgedrückt werden und dafür dem Kavalleristen eine Ausbildung zu Teil werden, die ihn zur Elite der Armee stempelt.

Die jetzige Methode der Reitlehre geht dahin, einen Mann zum Schulreiter zu machen. Das ist unnütz. Viel wichtiger ist es, dass er vorwärts kommt und damit er das könne, muss er von der Reitschule weg ins Freie. Er muss lernen über Stock und Stein zu reiten und das kann er nicht und lernt er nicht. Der Kavallerist wird zu einem Automaten erzogen und abgerichtet wie ein Pudel, was ein grosser Fehler ist.

Damit will ich keineswegs gesagt haben, dass die Strammheit leiden soll, im Gegenteil, eine Abteilung kann nie stramm genug sein und gewiss darf nichts unterlassen werden, was die Strammheit hebt, aber gerade das Putzen und Reitschulreiten trägt nichts dazu bei. Die Strammheit ist ein Mittel zum Zweck, aber nicht der Selbstzweck. Wehe der Truppe, welche von den Traditionen exakter Ausführung aller Befehle abweicht, das wird eine elende Miliz und Gott soll jede Armee vor einer laxen Disziplin behüten. Der Befehl muss ein Blitz sein, der durch alle Glieder fährt, das Reglement eine Religion, der Vorgesetzte ein Heiliger. Aber im Frieden und im Kriege muss man nicht nur den Automaten aufziehen, man muss den Intellekt wecken, ihn fördern, ihn leiten und anerkennen. Das Reglement muss hauptsächlich dem Kavalleristen Spielraum lassen, es muss ihm Vertrauen schenken und der Kavallerist muss, ob Mann, ob Charge, sich fühlen, als ob er der Adel der Armee wäre und trachten es zu sein.

Diese Kavallerie, in meinem Sinne gedacht, wird im

Zukunftskriege entscheidend sein. Sie wird den Krieg gewinnen, wenn die Offiziere und die Mannschaft berittene Scharfschützen sind; wenn sie ebenso schneidig reiten, als gut schiessen werden. Um das aber zu erreichen, wird man die eingewurzelten Traditionen durchbrechen müssen und werden die Herren, die aus einer anderen Zeit sind und jetzt führend einwirken, sich zu dieser Auffassung bequemen müssen.

Noch eins möchte ich erwähnen. Wenn zwei grössere Kavalleriekörper auf einander stossen, so kann das nur dort geschehen, wo das Terrain es gestattet. Es geschieht auch nicht so überraschend schnell, denn die Vorhut der Kavallerie ist ja weit mehr vorgerückt, als die einer gewöhnlichen Truppe. Infolgedessen hat der Kavalleriekommandant Zeit seine Dispositionen zu treffen. Im Reglement ist bei Attacken vorgeschrieben, wieviel in entwickelter Linie, wieviel in der Reserve und wieviel in der Flanke sich befinden sollen. Nun glaube ich, dass ein Kavallerieangriff dann am besten ausfiele, wenn ein Teil der Reserve sich zum Feuergefecht zu Fuss formieren und den Feind bis zum Zusammenstoss beschiessen würde. Der Repetierkarabiner ist dazu eine sehr geeignete Waffe. Ich würde gar keine Kavallerieübung vornehmen lassen, ohne sie mit Feuer zu kombinieren. Damit dies aber gelinge, muss es gründlich geübt werden und nicht mit traditioneller Unlust und Verachtung. Die Kavallerie ist keine sportive Paradewaffe, sondern, nach meinen Ideen ausgebildet und geführt, die wichtigste und entscheidende Waffe des modernen Krieges. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf etwas aufmerksam machen, was ich bei den Boeren so bewundert habe. Dort bleibt jedes Pferd, wenn man ihm den Zügel herabstreift, wie ein Fels stehen, da kann geschehen, was da will. Eine Kavallerietruppe, die sich auf Absitzen zum Feuergefecht einrichten will, muss die Pferde ruhig stehen lehren und dies als wichtigsten Zweig der Dressur

betrachten. Um solchen Neuerungen Nachdruck zu geben, müssen die Inspektoren sie überwachen und muss das Reglement geändert werden. Die Kavallerieoffiziere aber müssen im Schiessen, Distanzmessen und Telegraphieren fortwährend in Uebung erhalten werden, ohne dass darüber das Reiten zu vernachlässigen wäre.

Nun einige Worte vom Tempo. Die Boeren haben zwei äusserst praktische Gangarten für den Marsch, die rasch vorwärts bringen und wenig ermüden. Die langsamere ist der Schrittpassgang. Das Pferd trabt auf der Hinterhand und geht vorne im Schritt recht schnell, aber ohne in den Schwung zu kommen, der im Trabe so viel Kraft vergeudet. Die zweite Gangart ist ein Passgalopp. Das Pferd trabt auf der Hinterhand und galoppiert vorn. Das ist für ein Pferd nicht halb so ermüdend wie der angeborene Trab oder Galopp. Ein Boer reitet nie anders und kommt schnell vom Fleck, ohne sich und sein Pferd anzustrengen. Die Pferde lernen es leicht und wollen dann die natürlichen Gänge garnicht mehr gebrauchen.

Die Kavallerie hat im modernen Kriege den schwersten Stand und wird die meisten Verluste erleiden, aber dafür auch reiche Lorbeeren sammeln können. Nur eines sollte man als Regel aufstellen, dass die Kavallerie nicht zum Attackieren ist, so amüsant und kavalleristisch nach herrschender Anschauung es sein mag. Nebenbei ist der Erfolg einer siegreichen Attacke ein sehr fraglicher. Ernstlich wird niemand verwundet und an Terrain wird doch nur soweit gewonnen, wie die gegnerische Infanterie dem Vorstoss nicht Einhalt gebietet. Die Stärke der Kavallerie muss in ihrer schnellen Fortbewegung gesucht werden, aber auch die führt zu nichts wenn der Mann zum Feuergefecht unbrauchbar ist. Auch die Aufklärung ist nur unter dem Schutz eines wohlgezielten Feuers denkbar. Man muss kleinere Infanterieabteilungen und Patrouillen vertreiben können und das

geht weder mit dem Säbel noch mit der Lanze. Die grosse Frage, ob Säbel oder Lanze besser sei, würde ich so beantworten, dass der Säbel unverwendbar und die Lanze wenig verwendbar sei. Karabiner und Lanze vertragen sich schlecht und ich würde das Bajonett propagieren. Der Kavallerist soll den Karabiner in der Hand halten mit aufgepflanztem Bajonett und zwar so, dass der Schaft in einem Lederschuh ruht, der am Sattel beim Steigbügel hängend befestigt ist. Wird zu Pferd attackiert, so kann man den leichten Karabiner mit dem Bajonett glänzend gebrauchen. Natürlich ist das ein harter Griff in das Herz eines stolzen Reitersmannes, so zu Pferde zu sitzen. Obwohl der Offizier trotzdem den Säbel immer behalten muss, weil er beim Kommando unerlässlich ist. Ich würde wie in alten Zeiten die Kavallerie wieder in zwei verschiedene Gruppen teilen. In schwere fürs Gefecht, wie ich sie eben geschildert, und in leichte für den Nachrichten und Ordonnanzdienst. Die erste Gruppe im Feuergefecht tüchtig ausbilden, die andere mit Säbeln und Revolvern bewaffnen. Die letztere würde den Anforderungen unserer heutigen Kavallerie entsprechen; auf schnellen und kleinen Pferden, die im Kriege nicht bepackt zu werden brauchen, da sie doch stets verpflegt werden können. Diese leichte Kavallerie muss aus kleinen intelligenten Leuten rekrutiert werden und die Abrichtung muss sich auf Reitkunst und Findigkeit konzentrieren. Die Ordonnanzreiter sind diejenigen, die dem feindlichen Feuer am allermeisten ausgesetzt sind und daher müssen sie die tapfersten Leute sein.

Ich bespreche die Adjustierung der Kavalleristen wie ich sie mir denke. Damit diese praktisch sei, muss sie den Bedürfnissen angemessen werden. Der heutige Waffenrock, der den Kriegsrock darstellt, ist so ziemlich das Ideal eines Rockes wie er nicht sein soll. Der Mann braucht Taschen, der Rock muss im Sommer leicht, im Winter warm, dabei

bequem zu öffnen und zu schliessen sein. Unser Waffenrock hat keine Taschen, ist im Sommer eng und warm, im Winter kalt, ist immer unbequem und soll nie geöffnet werden. Das grösste Bekleidungsmonstrum ist der Kragen. Die Genesis dieser Uniform ist der einstige schöne Paraderock, der aus der Zeit stammt, in der die Armee ebensoviel zur Pracht des Hofes als zu seiner Macht diente.

Bei dem Übergang zum Volksheer wurde bezüglich der Uniform ein Kompromiss gemacht. Man hielt die Traditionen aufrecht, ohne die Mittel zu haben oder haben zu wollen, den einstigen Glanz weiter entfalten zu können. So wurden die Uniformen hässliche, unpraktische Soldatenbekleidungen. Nur in dem praktischen Albion, wo übrigens das Heer noch ganz nach unserem Muster aus der Zeit vor 1866 organisiert ist, sind die Uniformen geschmackvoll geblieben, wie einst. Dort aber hat der Soldat eine eigene Bekleidung für den Krieg. Der rote Rock bleibt zu Hause, der dient nur dazu, im Frieden dem Volke eine Freude zu machen, wie der schwere Pelzhelm; und mit ins Feld zieht eine praktische, dem Klima angemessene Uniform. Das sollte zum allgemeinen Prinzip gemacht werden. Eine Paradeuniform und eine Felduniform, das würde das Militärbudget nicht sehr belasten und ist beinahe unerlässlich. Die Felduniform muss in solcher Farbe gehalten sein, dass sie der Natur angepasst ist. Man muss, um eine der modernen taktischen Bedingungen zu erfüllen, das Ziel dem Feind verkleinern und unsichtbar machen. Der heutige Soldat muss dem Jäger gleichen und daher auch wie ein Jäger sich tragen, der dem Auge des Wildes sich zu entziehen trachtet. Braun und Grün dürften für den Kontinent die besten Farben sein. Der Mann muss, wie zur friedericianischen Zeit, den Rock offen tragen und nur wenn es nötig ist, zuknöpfen. Ein offener Rock ist immer viel bequemer als ein zugeknöpfter, passt auch leichter und ist luftiger. Die Engländer waren sehr rationell bekleidet,

aber dies haben sie übersehen und gerade in Südafrika wäre ein offener Rock sehr am Platze gewesen. Dann müsste die Weste als Patronentasche dienen. Die Boeren haben solche Westen gehabt, die drei Reihen Taschen für Patronen enthielten. Es hat sich gezeigt, dass dies die beste Art und Weise ist, grosse Mengen von Patronen zu lassen.

Der Kavallerist muss aber viel Munition bei sich führen; ich würde für 300 Patronen sein, die er alle selbst tragen müsste und nicht in den Packtaschen bergen dürfte. Wenn der Mann den Karabiner in der Hand hat, kann er, teils in der Weste, teils in einem Riemen um die Achsel und Brust, diese Quantität Munition leicht mit sich führen. Die Boeren haben 300 Patronen auf diese Weise getragen.

Weite Pumphosen und Wickelgamaschen müssten den Rest der Felduniform bilden. Der Kragen müsste, damit er seinen Zweck erfüllt, ein zu bindendes Tuch sein, wie es unsere Grossväter in den dreissiger Jahren getragen haben. Die Kopfbedeckung bei uns zu Lande sollte absolut eine Pelzmütze sein, die man auch über die Ohren ziehen kann. Dazu ein grosser faltiger Mantel, wie ihn die italienischen Dragoner haben, damit er auch als Decke diene.

Für den Frieden müsste man aber an schönen Uniformen festhalten, da der Nimbus der Truppe und das Selbstgefühl des einzelnen dadurch sehr gehoben wird. Es ist ein Unterschied, preussische Ulanen marschieren zu sehen oder eine Kavallerieabteilung in Khaki.

Was die Bepackung des Pferdes anbelangt, so halte ich es für verfehlt, dass der Hafer hinten aufgeriemt wird. Ich würde ihn vorne so hoch als möglich nächst dem Sattelknopf rechts und links herabhängend befestigen. Die leichten Packtaschen rückwärts. Jeder der mit Pferden umgeht, weiss, dass ein Pferd viel leichter vorne trägt.

III. Artillerie.

Der südafrikanische Krieg hatte besonders dies Interessante, dass er uns alle Gattungen von Geschützen in ihrer Anwendung vorführte.

Ich selbst verstehe von Artillerie wenig, aber es giebt gewisse Dinge, die auch dem Laien ins Auge springen.

Die Artillerie ist in der Wirkung von der Infanterie überflügelt worden, seit das Infanteriegewehr weiter schiesst als vor 30 Jahren eine Kanone. Aber trotzdem bleibt sie, auf schlecht geführte Truppen gerichtet, furchtbar.

Die Artillerie hat zu allen Zeiten den Kampf eröffnet und wird es immer thun. Jede Schlacht beginnt damit, dass Artillerie, weit über ihre Schussgrenze hinaus, ohne sicheres Ziel aufeinander schiesst. Es ist schon was, wenn man die Granate sausen hört. Es kommt mir das vor, wie zu alten Zeiten das gegenseitige Beschimpfen, bevor die Schlacht begann. Wenn ich Führer wäre, ich würde diese traditionelle Eröffnung der Schlacht unterlassen. Und zwar deshalb: Erstens treffe ich nichts. Nur der, der die Kanone befehligt, lebt in der Überzeugung, schrecklichen Schaden angerichtet zu haben. Ein Artillerist fehlt nämlich nie. Zweitens zeige ich dem Feind genau meine Stellung und mein allmähliches Vorrücken. Drittens gebe ich dem Feind Gelegenheit, sich früher als es notwendig ist, einzuschiessen. Die Artillerie sollte nur dann ihre ganze Thätigkeit entfalten, wenn die Massen gegenüberstehen und dann wieder gegen Artillerie. Vor allem soll man nicht zu viel an die Treffsicherheit auf zu grosse Entfernungen glauben. Über 4000 Meter im Felde zu schiessen ist Wahnsinn.

Man hat seit jeher die Tendenz gehabt die Artillerie auf Hügel und Berge zu stellen, was seine Berechtigung nur dann hat, wenn man von der Ebene aus nichts sieht. Der beste Schuss ist von unten hinauf, während der Schuss von oben herunter das schwerste ist, weil die Rasanz verloren

geht. Weiter hat die Position auf der Höhe den Nachteil, ein wunderbares Zielobjekt für den Feind abzugeben. Geschütze wird man gut thun, wo immer es möglich ist, zu verschanzen, weshalb die Artilleriemannschaft im Frieden in dieser Richtung besonders gut ausgebildet werden sollte.

Der Hauptwert der Artillerie liegt in der Deckung eines Rückzuges und in der Verfolgung. Wenn der Feind weicht, dann muss die Artillerie vorrücken, und dann hineinprasseln. Die Wirkung wird sich bald zeigen. Ein fliehender Feind, der sich zusammendrängt, wird von den Granaten in Staub geschossen und das ist dann eine Truppe, die in diesem Kriege nicht wird wieder verwendet werden können.

Die Verfolgung, früher eine Sonderaufgabe der Kavallerie, ist heute die Sache der Artillerie geworden, während die Kavallerie ihr als Deckung mitgeschickt wird.

Meine unmassgebliche Ansicht geht dahin, dass man die Artillerie anders organisieren soll, als es heute geschieht. Wir haben nur zwei Gattungen, reitende Batterien und schwere, wenn man von den Gebirgsbatterien absieht.

Die ersteren sind dazu bestimmt, die Kavallerie zu begleiten. Nun ich würde auch die Korpsartillerieregimenter mit leichter Artillerie bedenken, so zwar, dass ein solches in eine Anzahl Schnellfeuerkanonen und in eine Anzahl weitschiessenden Batterien zerfiele. Jene aus leichten Geschützen mit kleineren Kaliber, diese aus schweren mit grossen Kaliber und grosser Tragweite.

Der beste leichte Geschütztypus ist die 5 cm Nordenfeld Maximkanone. Sie schiesst 24 Schuss in der Minute, das Rohr ist mit Wasser umspült, damit es nicht heiss werde und das ganze Geschütz ist leicht und sehr wirkungsvoll. Im afrikanischen Krieg hat es Wunder gewirkt. Für die schweren Geschütze empfiehlt sich die französische Creuzot-Kanone, die von allen im südafrikanischen Kriege verwendeten am weitesten geschossen hat.

Natürlich versteht es sich von selbst, dass jedes Geschütz auf Einheitspatrone eingerichtet ist mit hydraulischer Bremse, um den Rücklauf zu hindern. Eine solche moderne Kanone ist so viel wert wie sechs alte, da ich im Stande bin, mit einer neuen ebenso oft in derselben Zeit zu schiessen, wie mit sechs alten, ohne mehr als zwei Leute zur Bedienung zu verwenden.

Die grösste Schwierigkeit bleibt doch das Distanzmessen, und bis heute ist kein passender Apparat erfunden worden, der schnell und einfach die Entfernung angiebt. Wenn dieser Apparat erfunden sein wird, hört der Krieg auf. Bis dahin aber ist der Krieg noch immer zwar eine gefährliche, aber dennoch sehr reizvolle Unternehmung.

Eine Beobachtung habe ich gemacht und möchte sie hier nicht verschweigen, dass nämlich kein einziger Mensch von Füllkugeln eines Geschosses getroffen oder verwundet wurde. Die Füllkugeln scheinen recht harmlos zu sein. Nur die Sprengstücke des Mantels sind furchtbar. Bei den englischen Granaten blieb aber der Mantel meistens ganz und nur die Spitze flog in Stücke. Shrapnels haben sich garnicht bewährt und ich glaube, man sollte sparsam mit diesen umgehen.

Das Lyddit war ein Misserfolg. Ich glaube, dass es zu rasant und nicht genügend brisant ist. Das Pulver und zwar das schwarze, welches viel Rauch macht, ist noch das beste, auch deshalb, weil man das Einschlagen der Granaten gut beobachten kann.

Eine Frage, die zu lösen bleibt, ist die, ob man einem Artillerieregiment nicht eine Haubitzenbatterie hinzufügen sollte. Ich wäre entschieden dafür. Mit den Haubitzen kann man die Deckungen beunruhigen und die Handpferde, Bespannung und Munitionswagen beschiessen. Damit diese Batterie gut wirken könne, muss sie mit einem Luftballon telephonisch oder heliographisch verbunden sein.

Die Artillerie ist diejenige Waffengattung, die in der

heutigen Entwickelung des Heerwesens am wenigsten den allgemeinen Fortschritten gefolgt ist. Da ist noch viel zu forschen, zu verbessern und abzuschaffen. Ich bin nicht Artillerist, konnte daher auch meine Beobachtungen nicht über den Rahmen des Gesagten ausdehnen. Dennoch glaube ich, dass Fachleute auch aus diesem Wenigen Nutzen ziehen könnten. Aber eines steht für mich fest, dass allzuviel Artillerie eher ein Schaden als ein Nutzen ist, denn ihre Ueberzahl belastet die Beweglichkeit der Truppe sehr. Da sich um ihre Zugpferde die Kolonne vermehrt, vermehrt sich Hand in Hand die Verpflegungskolonne und der Train.

Im Jahre 1870 war die Artillerie dem Gewehr weit überlegen. Heute wird das Gewehr die Entscheidung bringen.

IV. Die Infanterie.

Ich bin nicht Infanterist, schöpfe aber meine Erfahrungen aus der unmittelbaren Anschauung des Krieges. Da aber wurde es mir klar, dass die Infanterie die Waffe geworden ist, welche den Krieg gewinnt oder verliert. Bei ihr hängt alles von der Qualität ab. Schiessen müssen die Leute können, schiessen und wieder schiessen. Dies ist schwerer als man glaubt, aber doch möglich. Bei der bestehenden Art der Schiessausbildung allerdings nicht. Ich gebe zu, dass eine Armee, wie ich sie schildere und wünsche, das doppelte kostet der bestehenden, aber ich garantiere, dass sie das Fünffache leistet. Es ist einer der Kardinalirrtümer, dass die Massen entscheiden werden. Eine Herde Schafe flieht vor einem schneidigen Bulldog, eine zahllose Armee wird vor einer kleinen und guten Truppe fliehen.

Der moderne Krieg verlangt Qualität und zwar nicht eingebildete, sondern wirkliche. Die Treffsicherheit muss mit allen Mitteln angestrebt werden und diese geht Hand in Hand mit der Schätzung der Distanzen. Es ist für das Distanzenmessen aber so gut wie nichts gethan. Theoretisch

soll bei jeder Kompagnie ein Distanzmesser sein. Aber was ist ein Mann unter zweihundert, die womöglich über einen Kilometer eparpilliert sind? Und seine blosse Bestimmung sagt noch nicht, dass er ein tüchtiger Distanzmesser ist. Das Licht, die Terrainformation, die Jahreszeit spielen eine grosse Rolle. Im Winter auf Schnee beurteilt man die Entfernung ganz anders wie im Sommer, wenn alles grün ist; in der Ebene ganz anders als im Gebirge.

Die Engländer haben garnichts getroffen, rein garnichts und wie üben sie das Schiessen im Frieden, wieviel Opfer bringen sie an Munition alle Jahre und welche Resultate haben sie im Frieden auf der Scheibe aufzuweisen. Die Scheibe ist nur ein mangelhaftes Aushilfsmittel. Der grosse Fehler, der beim Scheibenschiessen begangen wird, liegt darin, dass der Mann, ausser im feldmässigen Schiessen, stehend oder knieend schiesst. Scheiben sollten nur liegend geschossen werden und auf sehr niedrige Ziele. Überhaupt muss die Sache ganz anders betrieben werden, wie es bis jetzt geschieht. Wir haben sehr wenige Schiessstände, weil diese Geld kosten, und die Scheiben stehen immer an derselben Stelle, sodass jeder Mann genau die Distanz kennt. Jede Kompagnie sollte einen Schiessstand haben und alle Tage jeder Zug schiessen. Die Scheiben müssten fortwährend verstellt werden, um den Mann im Distanzenmessen zu üben. Dann müssten die Leute, die Talent zeigen, ausgeschieden werden und zu einer speziellen Abteilung, den Scharfschützen, zusammengestellt werden. Diese hätten dann eine spezielle, viel intensivere Ausbildung zu geniessen. Die Untalentierten erhalten einen einfacheren Schiessunterricht auf kurze Distanzen, mit mehr Geduld und geringeren Kosten. Es giebt nämlich Leute, die nie Schiessen lernen, denen das Auge und manchmal die Nerven fehlen, und diese sind dann Ballast. Die blosse Anwesenheit eines Mannes im Gefecht erschreckt niemanden, um so mehr, da man vom Feinde wenig oder

garnichts sieht. Truppenmassen ohne Qualität sind ein Nachteil, denn sie vergrössern das Zielobjekt und die Treffsicherheit des Feindes.

Für mich ist das Volksheer so lange eine selbstmörderische Institution, wie man nicht das schlechte Element, das gleichen Raum wegnimmt und Verpflegung erfordert, abschiebt. Ich würde das Prinzip des Volksheeres respektieren, aber nebenbei ein Berufsheer unterhalten, ein Heer erster Qualität. Beim Volksheer die Präsenzzeit abkürzen und dafür eine Armee schaffen, die wirklich eine Armee ist. Welcher Staat den Mut hat dies zu thun, wird im Zukunftskriege Sieger bleiben. 500000 Mann Kerntruppen, Schützen und Soldaten, erobern die Welt. Ich bin weit davon entfernt zu glauben, dass ich diese Wahrheit erfunden habe. Schon die Perser, Griechen und Römer haben zu einer Zeit, wo die Bewaffnung keine so verschiedene war, meine Theorie bestätigt. Aber niemals war diese Wahrheit so wahr wie jetzt. Der Infanterist muss ein Jäger werden, und muss sich wie dieser decken können und so ebenso gut schiessen. Es wäre daher von höchster Bedeutung ein Heer zu besitzen, welches den modernen Anforderungen entspricht. Nebenbei könnte man mit einjähriger Dienstzeit eine Miliz schaffen, die immerhin im Notfall gute Dienste als Nachschub und Ergänzung leisten, auch als Etappen und Reserven, zur Besetzung von festen Plätzen, Bewachung verwendet werden könnte.

Der nächste Krieg wird darthun, dass Volksheere ein Widersinn sind. Ganze Armeekorps werden verhungern, andere niedergeschossen werden. Man denke sich einen Rückzug mit einer Millionenarmee. Die Leute werden wie die Schafe zusammengedrängt werden und dann ohne Verpflegung verhungern. Ein Teil muss zurück und das wird unmöglich sein. Und wenn sich diese Armee gefangen giebt, was soll dann der Feind mit Hunderttausend Gefangenen

machen? Er hat nicht genug Proviant für seine eigenen Leute.

Man stellt sich das so einfach vor, aber in Wirklichkeit ist es eine unlösbare Aufgabe. Ich habe in Jakobsdaal eine Armee von 50000 Engländern gesehen, die 30 englische Meilen vorgerückt waren und kaum das Notwendigste besassen um ihre Leute zu verpflegen. Jetzt stelle man sich vor, dass bei dem komplicierten Apparat eines Armeekorps ein einziger Offizier des Generalstabs einen Irrtum macht und schon hat eine grosse Abteilung keinen Proviant.

Nun setze man den Fall, dass durch ein unerwartetes Ereignis zwei Armeekorps dasselbe Ziel haben, und nun auf einmal 80000 statt 40000 Mann irgendwo zusammentreffen, was dann? Und wenn zufälliger Weise in dieser Verwirrung ein Angriff erfolgt?

Wenn dazu noch alle Strassen von Train überfüllt sind, der so dicht marschiert, dass er nicht umdrehen kann, gezogen von müden Pferden, die den ganzen Tag marschiert sind, und dann Granaten dazwischen platzen und von allen Seiten Truppen auf der Flucht sich zurückziehen und die Artillerie im Galopp vorübersaust, dann mache man sich ein Bild eines Volksheeres.

Von alledem kann die Ursache ein geringfügiges Missverständnis, ein Schreibfehler sein, den ein müder, überanstrengter Generalstabsoffizier gemacht hat. So ein vielgeplagter Mann muss den ganzen Tag reiten und denken, und wenn er heimkehrt, Dispositionen treffen, die Stunden von angestrengter Arbeit kosten. Wenn nun Irrtümer unterlaufen, so kann man sich nicht wundern. Die moderne Armee muss leicht wie eine Feder sein, sie muss immer beweglich bleiben und besonders einen Rückzug vertragen. Ein Volksheer kann nur avancieren. Ein Volksheer kann Platz einnehmen, Proviant verzehren, alle Eisenbahnen anfüllen, aber sich bewegen kann es nicht.

Was nützt ein Bataillon 1000 Mann stark, die alle nichts treffen, die auf 200 Meter ein Haus fehlen, die aber von der Artillerie beschossen 30 pCt. Verluste erleiden? Dasselbe Territorium mit 50 Schützen besetzt, die weit ausschwärmen, die 10 pCt. Treffer haben, werden ganz andere Erfolge erzielen. Ich bin bereit im Frieden jederzeit den Beweis zu erbringen. Man gebe mir 50 Boeren und ich lege eine Wette, dass 1000 Mann sie nicht vertreiben werden.

Das sollte doch für die leitenden kontinentalen Kreise eine Mahnung sein, die Rüstungen in einer anderen als in der bestehenden Richtung zu betreiben und Qualität gegen Quantität anzustreben. Der Soldatenstand ist ein überaus ernster und schwerer Beruf, nicht minder als der eines Schneiders oder Schusters. Es genügt nicht, dass ein Mann 3 Jahre die Schneiderei lerne, um dann nach 10 Jahren anderer Beschäftigung einen guten Anzug zu fertigen.

Europa muss sich vom System der allgemeinen Wehrpflicht abwenden aus militärischen und sozialen Gründen. Es ist besser eine Million teure Soldaten zu haben, die etwas wert sind, als drei Millionen billige, die nichts wert sind. Der Arbeitsentgang, die Stockung der Freizügigkeit, die Hemmung im Beruf, gerade in den wichtigsten Jahren, ist ein so grosser Verlust an Volksvermögen und Produktion, dass man leicht eine teure und gute Armee dafür haben kann. Man kehre zu der Handhabung früherer Zeiten zurück, wo eine Armee bestanden hat, nicht eine bewaffnete Volksmenge. Kein Staat ist im Stande, die Auslagen zu tragen, welche notwendig sind, um Volksheere wirklich schlagfertig und brauchbar zu machen; daher ist es besser, das anzustreben, was möglich und erreichbar ist. Berufstruppen sind unerlässlich, ob man das jetzige System beibehält oder nicht.

Und so merkwürdig es scheinen mag, so ist gerade bei der Infanterie diese Frage am wichtigsten. Der Infanterist muss zwei Dinge vollkommen können, schiessen und mar-

schieren, die fortwährende Übung erfordern. Daher muss der Infanterist solange als möglich bei der Fahne bleiben. Die besten Schützen müsste man dann beritten machen und sie lehren, zu Pferde marschieren.

Die Uniform müsste im selben Sinne geändert werden, wie ich oben bei der Kavallerie es besprochen habe, nur käme hinzu, dass Knie und Ellbogen doppelt benäht oder mit Leder besetzt werden sollten. Der Mann, der immer auf den Knieen und Ellbogen herumkriecht, hätte sonst nach 14 Tagen nurmehr Fetzen an. Auch für die Infanterie sind kurze Hosen mit Wickelstrümpfen praktischer. Bei feuchtem Wetter kann der Mann die Wickelstrümpfe wechseln, während er die nasse Hose anbehalten muss. Jeder Mann sollte einen Spaten haben, der zugleich als Bajonett Verwendung finden kann. Ein Spaten, der spitz konstruiert ist, ersetzt das Bajonett auch als Waffe in den seltenen Fällen seiner Anwendung. Die Engländer haben schlechte Spaten gehabt, mit kurzen Stielen und breiten flachen Schaufeln.

Eins aber ist unerlässlich, der Mann muss eine Decke für die Nacht bekommen. Für jede Kompagnie müsste ein Wagen bereitgestellt werden, der diese Decken nachführt. Wenn eine Armee ihr Blut dem Vaterlande giebt, so hat dieses wenigstens die Verpflichtung für die allernotwendigsten Dinge Sorge zu tragen und dafür Opfer zu bringen. Das Opfer wäre um so geringer, wenn man im Frieden schon die Bettdecken zu Kriegszwecken tauglich machen würde.

Das Gewehr System Mauser 1895 ist bei weitem das beste unter allen modernen Schusswaffen. Es ist zugleich auch das kleinste Kaliber. Freilich ist die Frage, ob kleines Kaliber oder grosses den Vorzug verdient, noch nicht gelöst. Jedes hat sein Für und Gegen. Das kleinkalibrige hat den Vorteil. dass der Mann viele Patronen mitschleppen kann, dafür verwundet es schlecht oder nur leicht. Es wird klug

sein im Falle eines Sieges alle Verwundeten zu Gefangenen zu machen, denn wenn man dies nicht thut, wird im Laufe von vier Wochen der grösste Teil wieder munter fechten. Oder durch eine Konvention müsste jede Armee verpflichtet werden, einen einmal Verwundeten aus dem Heeresverbande zu entlassen. Nach der Schlacht bei Maggersfontein waren alle Offiziere des Blackwach-Regiment verwundet, das war am 11. Dezember; und am 7. Februar fochten sie wieder bei Koedoesberg. Die Heilung geht sehr rasch vor sich. Über diese Frage sollten die Heeresverwaltungen nachdenken. Das Mannlicher Gewehr ist für ein kleinkalibriges Gewehr zu grob und für ein grosskalibriges zu klein und besitzt daher die Nachteile beider.

Noch will ich, was den Train anbelangt, erwähnen, dass grosse Dampfmaschinen sich in Europa sehr bewähren würden. Man könnte diese in Friedenszeiten verpachten an Unternehmer, die Frachten zu besorgen haben. Die Engländer haben, wo es thunlich war, Erfolge damit erzielt. Bei uns zu Lande, wo überall Strassen sind, würden sie sich gewiss bewähren.

V. Die Vorbereitungen des Krieges.

Jeder Staat weiss meist lange vorher, mit welcher Macht es am ehesten zum Kriege kommen kann. Die Rüstungen im Frieden richten sich gewöhnlich gegen bestimmte Gegner. Wichtiger als alles ist nun, einen solchen Krieg fürsorglich vorzubereiten. Wir in Europa haben auf dem Festland vor allem diese beiden Kriegsmöglichkeiten: Frankreich-Deutschland und Oesterreich-Russland. Die Pläne sind längst von beiden Seiten ausgearbeitet und alles scheint gethan, was im Frieden zu vollbringen ist. Nun aber giebt es viele Dinge, die der afrikanische Krieg gelehrt hat, die aber noch nicht vom modernen Strategen acceptiert oder ihm bekannt sind. Da nun durch die modernen Waffen die Defensive so

erleichtert worden ist und die Offensive sich als überaus schwierig erwiesen hat, muss man daraus die Lehre für den Zukunftskrieg ziehen. Die Riesenheere werden Riesenfronten erfordern, schon wegen des Aufmarsches und der Verpflegung. Gesetzt den Fall, um ein Beispiel zu nennen, es bräche ein Krieg zwischen Österreich und Russland aus, so wird Österreich die Wahl haben, vor oder hinter den Karpathen seinen strategischen Aufmarsch zu vollziehen. Vor den Karpathen wird derselbe sich bald als undurchführbar erweisen, weil er vom Feinde überall durchbrochen werden wird. Der Aufmarsch würde seine Breitseite dem Feinde zeigen und nie durchgeführt werden können. Damit aber der Aufmarsch ohne Störung vor sich gehe, muss in erster Linie die Bahnzufuhr gedeckt sein. Im gegebenen Falle müsste das lange Karpathengebirge schon im Frieden befestigt werden, so zwar, dass alle Thäler mit uneinnehmbaren Thalsperren versehen werden, damit ein Armeekorps die vielen hundert Kilometer spielend halten kann. Der Aufmarsch müsste dann in Mähren, Böhmen und Schlesien erfolgen. Damit dies ohne Gefahr vor sich gehe, wären grosse zusammenhängende Festungswerke und darin Depots zu errichten. Krakau als Stützpunkt der rechten Flanke genommen nach Norden mit Benutzung des Gesenkes. Sämtlicher Mundvorrat im Frieden hier aufgespeichert, unter dem Schutze der Werke, um nach Ausbruch des Krieges die ohnehin überaus in Anspruch genommenen Bahnen zu entlasten. Diese mehr feldmässige Befestigung würde die Rückzugslinie vollends decken und eine Umgehung könnte kaum erfolgen, es sei denn über Sachsen, wo Russland dann in seiner Flanke zu sehr gefährdet wäre. Die Invasion muss zuerst verhindert werden und in zweiter Linie muss, nach einer Niederlage, dem sich zurückziehenden Heere eine neue Stütze und ein neuer Halt geschaffen werden. Auch der Etappendienst im Falle des Vormarsches wird erleichtert und verkürzt.

Diese Defensivstellung muss im Frieden gründlich vorbereitet werden. Alle Punkte bestimmt, alle Distanzen gemessen und solche Karten verfertigt sein, dass jede Entfernung genau darin verzeichnet steht. Das macht die Stellung uneinnehmbar, denn die Artillerie schiesst dann Sperlinge auf 4000 Meter vom Dache.

Alsdann ist die ganze Grenze gesichert und die Armee bleibt für die Offensive frei.

Die Offensive ist das grosse Problem der Zukunft. Wehe dem, der sie aus Prinzip betreibt. Ich möchte da auf das Schachspiel verweisen. Nur zu oft wird man einen Turm durch einen Bauern verlieren. Die Offensive wird aber dennoch, gut gemacht, entscheiden. Die Hauptsache wird dabei die Beweglichkeit bilden. Die Umgehung muss einen ungeheuren Charakter tragen, 200, 300 Kilometer dürfen keine Rolle spielen. Aber immer muss der Führer mit der Möglichkeit rechnen, dass er zum Rückzug gezwungen werden kann und vorsorgen dass er dann nicht alles verliert. Man wird bei schlecht vorbereiteten Rückzügen ganze Regimenter verlieren. Der Rückzug muss gesichert sein. Daraus ergiebt sich von selbst, wie vorsichtig man im Vorgehen sein muss und wie wichtig es ist, senkrecht auf ganz sicheren Linien vorzugehen. Immer muss der Rücken befestigt werden und zu Depots sich umwandeln, sonst wird es passieren, dass ganze Armeekorps verhungern. Und bei jeder Befestigung muss immer wieder die erste Aufgabe sein, alle Entfernungen zu messen und zu bezeichnen. Die Boeren haben das gethan. Sie haben von 200 zu 200 Meter Ameisenhaufen auf ihrer Seite weiss angestrichen. Ist diese Arbeit geschehen, dann kann die Artillerie jede Stellung halten, denn ihre Präzision ist gesichert.

Bei der Befestigung handelt es sich hauptsächlich darum, sie so anzulegen, dass sie vom Terrain verdeckt ist und

selbst dem bewaffneten Auge des Feindes entrückt bleibt was fast immer erreichbar ist.

Im Falle eines Krieges zwischen Russland und Oesterreich müsste der Offensivstoss über Posen gegen Norden erfolgen, um die russische Rückzugslinie der Invasionsarmee zu gefährden.

Der Nachrichtendienst, der eine so grosse Rolle spielt, wäre so viel als möglich Civilpersonen zu übertragen. Wenn solche einen feinen Draht bei Zeiten hinter sich fallen lassen könnten, wäre man oft leicht telegraphisch verbunden, ohne dass es der Feind merkt. Solche Personen müssen im Frieden gewonnen, bezahlt und ausgebildet werden.

Der Wert dieser Nachrichten ist unschätzbar. Die Boeren haben Neger dazu verwandt, allerdings waren die Nachrichten, die sie brachten, mit Vorsicht zu verwerten.

Man könnte auch andere Zeichen mit diesen Spionen verabreden; Raketen abschiessen lassen, deren Farben eine gewisse Bedeutung haben. Wäre z. B. der Kriegsschauplatz in Polen, so würde es sich sehr lohnen, einen Mann in Warschau zu haben, der über Odessa, Konstantinopel unter einem unauffälligen Schlüssel telegraphisch Nachricht über Truppenbewegungen sendet. Wir haben unsere besten Nachrichten über Kapstadt, Beira, Laurenzo Marquez erhalten.

Der Krieg ist eine Wissenschaft geworden wie zu keiner Zeit früher, Genies werden ihn gewinnen, die schnell lernen und von den falschen Traditionen abweichen. Gebe Gott, dass unser Vaterland ein solches besitzt.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT
932
S8

Sternberg, Adalbert Wenceslaus
Heinrich Leopold Maria
Meine Erlebnisse und
Erfahrungen im Boerenkriege

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 30 11 02 012 3